Die Grille

August von Kotzebue

Digitized by Google

Presented by
GEORGE FISCHER
to the
New York Public Library

HE NEW YORK
JBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
ILDEN FOUNDATIONS.

NGZ
~~4681~~

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Grille.

Eine Sammlung
von
Geschichtchen,
die sich ganz artig lesen lassen,
von
Gedanken,
die auch gedruckt zollfrey sind,
und von
Betrachtungen
über Dinge, die betrachtet werden dürfen.

Von
August von Kotzebue.

Sechstes Bändchen.

Wien, 1813.
In Commission bey Anton Doll.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1902

Digitized by Google

Die Grille.

Von

August von Kotzebue.

Sechstes Bändchen.

Digitized by Google

Die Stecknadel.

Ein Philosoph — das heißt, ein Mensch der gern Alles wissen möchte und am Ende froh ist, wenn er gelernt hat, daß er nichts weiß — ging eines Tages spazieren, in tiefem Nachdenken über das kleine Räthsel: warum er doch eigentlich auf der Welt sey? während eine Menge seiner Mitgeschöpfe auf zwey und vier Beinen hin und wieder liefen, sich ihres Daseyns erfreuend, ohne um jenes große Warum sich im mindesten zu bekümmern. Er hatte endlich ein Dorf erreicht, und, da seine Beine müder waren als sein Kopf, so pflanzte er sich auf eine Bank vor ein Bauerhaus, und ließ den Kopf allein spazieren gehen, wobey er mit seinem Stocke in einem Kehrichthaufen wühlte, der neben der Bank aufgeschüttet lag. Plötzlich fiel ihm eine Stecknadel in die Augen, aber eine armselige Stecknadel, krumm und ohne Kopf.

„Hm! dachte er, Schade daß du mir nicht erzählen kannst, wie es dir in der Welt ergan-

gen: wodurch du krumm geworden; wodurch du den Kopf verlohren; wie du in die Schicksale der Menschen mit und ohne Köpfe eingegriffen; es möchte fürwahr manches Erbauliche zu hören und zu lernen seyn."

„Ey! erwiederte die Stecknadel, das alles kann ich dir wohl erzählen."

Der Philosoph erstaunte nicht wenig, als er die klare Stimme vernahm; denn er hatte in seinem Leben noch keine Stecknadel reden hören; indeß besann er sich noch zu rechter Zeit, daß ein Philosoph über nichts in der Welt erstaunen muß; er hob die Rednerin auf, legte sie neben sich auf die Bank und ersuchte sie fortzufahren. Sie ließ sich nicht zweymahl bitten. Du siehst, mein Herr Philosoph — so hub sie an — daß ich vormahls schön gewesen. (Man sah nicht eine Spur davon und der Zuhörer bewunderte die Macht der weiblichen Eitelkeit selbst in einer alten rostigen Stecknadel).

Ich gehörte nicht zu jenen großen plumpen Spießen, an welchen man einen Colibri braten könnte; aber auch nicht zu den kleinen schwindsüchtigen Epigrammen, welche die Putzmacherin in ihre Schöpfungen versteckt; sondern ich war eine Nadel von mittlerer Taille, stark aber schlank und so glänzend polirt, daß die Sonne sich eben nicht schämen dürfte, wenn sie, statt ihrer Strah-

len, mit lauter solchen Stecknadeln gespickt wäre. Meine erste Besitzerin war die Tochter eines reichen Sonderlings, der nur in ihr lebte, wogegen sie nur in sich und für die Mode lebte. Monathlich empfing sie einige hundert Thaler sogenanntes Stecknadelgeld, und wenn sie diese Summe der Bestimmung gemäß angewandt hätte, so würde sie ein großes Magazin von Stecknadeln haben errichten können. Indessen ging doch wirklich mancher schöne Thaler für Briefe hin, nähmlich für Stecknadel-Briefe; denn die Sorglosigkeit, mit welcher die Frauenzimmer mein armes G. schlecht überhaupt zu behandeln pflegen, trieb sie aufs höchste, uneingedenk daß sie, gleich allen Schönen, uns einzig und allein ihr Daseyn verdankte.

„Ey, wie so," unterbrach der Philosoph die Erzählerin.

Man hört an deiner Frage, erwiederte diese, daß du ein Philosoph bist, der das Fernste ergrübelt und das Nächste nicht gewahr wird. Ohne Stecknadeln kein Putz, ohne Putz kein Frauenzimmer; da hast du den Beweis. Denke dir nur eine Schöne, der alle Stecknadeln plötzlich vom Leibe fielen, hilf Himmel! was würde aus ihr werden! und doch befestigt man uns oft so nachlässig, ist um unsern Verlust so unbekümmert. Auch meine Gebietherin ging mit uns um, als

ob wir eine Art von Seelenschmuck wären; sie verlohr uns zwar nie Alle zugleich, aber Eine nach der Andern, daraus machte sie sich nichts. Auch ich gehörte zu der Zahl dieser Unglücklichen. Eines Tages hatte ich die Ehre, eine Bandrose auf ihrem niedlichen Schuh zu befestigen. Diesen Schuh warf sie ihrer Kammerjungfer an den Kopf, weil das ungeschickte Mädchen den Schooshund auf den Fuß getreten hatte; eine Scene, die mich dermaßen erschütterte, daß ich ohnmächtig zu Boden fiel.

Da lag ich nun und niemand bekümmerte sich um mich. Die traurige Begebenheit war in des Vaters Schreibzimmer vorgefallen, welches glücklicherweise oft in mehreren Wochen nicht gefegt wurde, sonst würde ich wohl schon früher den unanständigen Plaz haben einnehmen müssen, auf welchem du mich gefunden hast.

Drey Tage hatte ich so gelegen und den Schicksalswechsel beseufzt, der, von der Ehrenstelle auf dem Fuße, mich unter die Füße gebracht hatte, als Herr Burbaum sich bey dem Vater melden ließ.

„Wer war dieser Herr Burbaum?“ fragte der Philosoph.

Ich könnte antworten: er war ein Mann, der das Pulver nicht erfunden hatte; allein mit Recht würdest du mir vorrücken, daß ich mich ei-

ner albernen Redensart bediente; denn bekanntlich wurde das Pulver nicht erfunden sondern gefunden; ein Zufall, der auch jedem Dummkopf begegnen konnte, und folglich ist eben nicht vonnöthen, den Finder des Pulvers als ein großes Genie durch ein Sprüchwort zu verewigen.

„Wollte Gott, er hätte es nie weder ge- noch erfunden!" seufzte der Philosoph.

Wäre dieses berühmte Unglück dem Herrn Buxbaum begegnet — so fuhr die Stecknadel fort — er würde wenigstens keine Kanone und nicht einmahl eine Jagdflinte mit Pulver geladen haben, denn er war ein gutmüthiger Mensch, nur stand von ihm nicht zu erwarten, daß er eine Maschine zum Flachsspinnen erfinden würde. Nicht einmahl der Geist seines Vaters ruhte auf ihm. Der war ein ehrlicher Kaufmann gewesen, das heißt, er hatte nur Einmahl banquerout gemacht und sich dadurch ein artiges Vermögen erworben. Dieses zu erhalten, nicht zu vermehren, war des Sohnes fleißige Bemühung. Er hielt zu Rathe, handelte noch immer, verschmähte nicht den kleinsten Gewinn, ließ sich aber selten auf Speculationen ein. Doch eben jetzt war ihm eine solche, er wußte selbst nicht wie, in den Kopf gestiegen. Sie schien sehr sicher und einfach, er entschloß sich dazu, nur fehlte es ihm an einem Kapital von 5000 Tha-

lern, über welches er in diesem Augenblicke nicht schalten konnte. Darum ließ er sich bey dem reichen Sonderling melden, der ihn mit einem grämlichen Gesichte empfing.

Die Gabe eines überzeugenden Vortrags war Herrn Buxbaum nicht verliehen, er stammelte sogar ein wenig. Der Kapitalist begriff lange nicht, was der Fremde eigentlich wolle, und als er es endlich begriff, war er schon so ungeduldig, daß er mit kurzen Worten das Gesuch abschlug. Herr Buxbaum war nun nach und nach in den Fluß der Rede gekommen, gleich einer Flasche, in deren Hals ein Kork stecken geblieben, die anfangs ihre flüssige Gabe nur Tropfenweis spendet, doch plötzlich, nach überwundenem Hinderniß, sie rauschend hervorströmen läßt. Er erschöpfte alle Gründe, unter welchen der wichtigste der war, daß er das Geld sehr nothwendig brauche. Alles umsonst! der reiche Sonderling blieb bey der trocknen Antwort: „Ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen, mein Herr, und ich vertraue mein Geld Niemanden, von dessen Sparsamkeit ich nicht durch eigene Erfahrung mich überzeugt habe."

Beyde gingen nebeneinander im Zimmer auf und nieder. Herr Buxbaum wiederholte unverdrossen alle die schon vorgetragenen Ueberredungsgründe; als aber keine Antwort mehr er-

folgte, suchte er, verstummend, deren nun in seinem Kopfe, und, als er sie da nicht fand, schlug er die Hände auf den Rücken und heftete den starren Blick auf den Boden, um sie gleichsam da heraus zu bohren. Siehe, da fiel ihm von ungefähr meine Wenigkeit in die Augen. Gewohnt in seiner Wirthschaft nichts umkommen zu lassen, bückte er sich nach mir, hob mich auf und steckte mich schweigend auf seine Ermel.

Der Sonderling sah ihn einige Augenblicke starr an und sagte dann plötzlich: „mein Herr, Sie sollen die 5000 Thaler haben. Ein Mann, der eine Stecknadel nicht verschmäht, wird mein Geld wohl fruchtbar zu machen wissen und mich auch zu rechter Zeit bezahlen.“

Herr Burbaum sah mich verwundert an und begriff nicht recht, wie er dazu komme, mir die Erfüllung seines Wunsches zu verdanken. Hoch erfreut empfing er einen Sack voll Gold, den er sammt mir nach Hause trug. Seine Speculation schlug glücklich ein, er gewann, ansehnlich und bezahlte dankbar.

Nun war er in der That ein reicher Mann zu nennen, also auch ein Mann, der Müttern und Töchtern in die Augen stach, ob er gleich so dürr war als jener Tänzer mit Stundenglas und Sense, der, ich weiß nicht mehr in welcher vormahligen Reichsstadt, alle Stände mit einer

zierlichen Menuet zu Grabe führt. Der einzige Theil seines Körpers, der einige Wohlbeleibtheit verrieth, war sein Rücken; allein bekanntlich wird nur auf das gesehn, was solch' ein Rücken trägt — Verdienste? — fort damit! — Gold? — willkommen!

Unter den Schönen seines Wohnorts, die solche vernünftige Betrachtungen anstellten, befand sich auch Demoiselle Elise Schwalbach, eine reife Jungfrau, die von Rußland nichts höheres zu rühmen wußte, als daß man dort noch nach dem alten Julianischen Kalender zählt, wodurch die dahin Reisenden, sobald sie die Grenze betreten, plötzlich um zwölf Tage jünger werden. Indessen konnte man ihr nicht vorwerfen, sie habe ihre Jugend ungenossen vorüber streichen lassen. Sie war dreymahl Braut gewesen. Den ersten Bräutigam hatte ihr der Tod geraubt; den zweyten ein Gedächtnißfehler, indem er den zur Hochzeit anberaumten Tag unglücklicherweise vergessen hatte; der dritte war ein eigensinniger Kopf, der es übel nahm, als er sie eines Tages mit einem jungen Dragoneroffizier in der unschuldigsten Vertraulichkeit fand. Da sich keine Freyer mehr meldeten, so war sie eine Zeitlang entschlossen, gar nicht zu heirathen und widmete ihr Herz der Freundschaft, der sie auch ein Pflegekind verdankte, den kleinen,

achtjährigen Jacob, den liebenswürdigsten, und artigsten Buben von der Welt. Er nannte sie Mama, und die mütterliche Zärtlichkeit, mit der sie ihn erzog, war allen Christen in der Nachbarschaft erbaulich.

Doch eben um dieses halb verwaisten Knaben willen, dem sie einst die Schranken der Ehre zu öffnen nicht wohlhabend genug war, beschloß sie, wenn es mit Anstand geschehen könnte, der Ehestandsscheue doch noch zu entsagen, und einen würdigen Sterblichen nicht allein als Gemahl, sondern auch zugleich als Vater zu begrüßen. Nachdem sie schon manche Wahl getroffen, doch stets die Verblendeten ihrer unwürdig gefunden, warf sie endlich ihr Auge auf Herrn Buxbaum, der ihr gegenüber wohnte, und, wenn er am Fenster sein Pfeifchen schmauchte, die Jungfer Nachbarin freundlich zu grüßen pflegte.

Es ist nichts gefährlicher auf der Welt als einem schönen Mädchen gegenüber zu wohnen, wenn man die Fenster nicht zumauern läßt. Sie tritt hervor im reizenden Negligee, die Morgensonne röthet ihre Wangen, das kunstlos gelockte Haar umflattert das frische Köpfchen, die weiße Hand streckt sich aus um Blumen zu begießen; sie legt sich wohl gar mit beyden Armen ins Fenster und der schwellende, kaum verhüllte Busen saugt die Morgenluft in sich, unbekümmert um

den Zephyr, der mit dem Busentuche spielt; ihre Korallenlippen öffnen sich, ein muntres Liedchen zu trällern; verstohlne Blicke schweifen herüber — armer Buxbaum! du bist verlohren!

So dürr der brave Mann auch war, so mochte er doch recht gern üppige Gestalten sehen und Jungfer Elise Schwalbach war eine solche, ihr Busen der Tummelplatz einer ganzen Schaar von Liebesgöttern. Herr Buxbaum merkte bald, daß es nicht recht richtig mit ihm sey, denn seine Pfeife ging ihm aus, sobald die schöne Nachbarin an's Fenster trat. Er merkte auch wohl, daß, je kälter die Pfeife, je wärmer das Herz wurde, und als er endlich gar die Pfeife zu stopfen vergaß, da ging ihm ein Licht auf, welches weit heller brannte als der Wachsstock, an dem er sie anzünden wollte.

Jungfer Elise hatte bis jetzt den dürren Nachbar mit freundlichen und schmachtenden Blicken beschossen, so bald sie aber gewiß zu seyn glaubte, daß sein Stündlein geschlagen habe, veränderte sie die Batterie, schlug die Augen nieder, gab ihm sittsam den Morgengruß zurück und seufzte in Zucht und Ehrbarkeit. Er, zum Erstenmahle auf Amors Wildbahn ein gescheuchtes Reh, verkannte den Zweck dieser Kunstfertigkeit, meinte, die schöne Nachbarin könne ihn nicht leiden, härmte sich darob im Stillen und jede Nuß,

Digitized by Google

die er ins Hauptbuch schrieb, erinnerte ihn an die Niete, die er aus dem Glückstopf der Liebe gezogen. Er hatte einmahl gehört: um einem widerspenstigen Herzen Gegenliebe abzuzwingen, gebe es kein sichereres Mittel, als ein von Wachs geformtes Herz unter gewissen Ceremonieen in der Mitternachtsstunde mit einer Stecknadel zu durchstechen. Als seine Amme ihm das erzählte, glaubte er es halb und halb; jetzt, da er in der Noth war, glaubte er es ganz, denn nichts macht gläubiger als die Noth. Darum versuchte er nun, mit meiner Hülfe, ein wächsernes Herz zu durchbohren, und brachte den übrigen Theil der Nacht schlaflos zu, weil die bange Erwartung des Erfolgs ihm keinen Schlaf vergönnte.

Welch' Entzücken als der Morgen kam, er mit bebender Hand das Fenster geoffnet hatte, und sogleich ein ungewöhnlich freundlicher Blick der schönen Nachbarin ihn begrüßte! was anders als sein Zaubermittel konnte diese plötzliche Veränderung bewirkt haben? — ihm kam es nicht in den Sinn, daß Jungfer Elise Betrachtungen angestellt, daß sie gefunden, ihr dürrer Verehrer besitze nicht Zartsinn genug pour filer le parfait amour, daß er wohl endlich gar aus langer Weile ihr wieder entschlüpfen könne, und es also doch wohl am gerathensten sey, ihm eine

seinem Fassungsvermögen angemessene, Aufmunterung angedeihen zu lassen. Herr Buxbaum schwamm in Wonne, und da in kurzem aus den freundlichen Blicken ein wahres Liebäugeln wurde, so machte ihn das so beherzt, daß er, mit Hülfe des allzeitfertigen Contoristen, einen förmlichen Liebesbrief stylisirte. Erst als er ihn versiegeln wollte, fiel ihm ein, daß er kein anderes Petschaft besitze, als das, auf welchem seine Firma, Buxbaum et Compagnie, eingegraben war; er meinte, sie könne das Wort Compagnie auf sich ziehen und als eine voreilige, kühne Anmaßung auslegen; auch hatte er gehört, daß man ein Billet doux wohl bisweilen mit einer Stecknadel zuzumachen pflege; darum zog er mich vom Ermel, verschloß durch mich den Dollmetscher seines Herzens, befahl der Magd, sich sauber anzukleiden und mich, sammt dem Billet, hinüber zu der Jungfer Nachbarin zu tragen. Noch im Scheiden hört' ich sein Stoßgebet mir nachhallen.

Die keusche Elise Schwalbach empfing uns mit freundlicher Sittsamkeit. Mich entledigte sie sogleich meines Amtes und ich hatte die Ehre, einstweilen in ihr Busentuch gesteckt zu werden, wo ich Eine meiner Schwestern fand, die in der That meines Beystandes bedurfte, um die widerspenstigen, ihr anvertrauten Schönheiten in

Zucht und Ordnung zu halten. Ich sah von meinem neuen Ehrenposten, mit welchem sichtbaren Vergnügen das Billet gelesen wurde und vernahm die höfliche Einladung, daß Herr Buxbaum nur sich selbst Nachmittags herüber bemühen möge.

Sein Federmesser, mit dem ich Bekanntschaft gemacht hatte, erzählte mir nachmals, welchen fröhlichen Wirrwarr diese Einladung im Kopf und Herzen des ehrlichen Buxbaum angerichtet. Zum Erstenmahle in seinem Leben vergaß er den Posttag, und ließ ein Dutzend Briefe ungeschrieben, weil es ihm hoch nöthig dünkte, als Vorbereitung einen Liebesroman zu lesen, den er in der Geschwindigkeit aus der nächsten Lesebibliothek herbeyschaffte. So bald er so viele verliebte Phrasen, als nur immer die Eile erlaubte, in sein Gedächtniß gepfropft hatte, machte er mit großer Sorgfalt seine Toilette, wobey es ihm, gleichfalls zum Erstenmahle, auffiel, daß er doch wirklich ein wenig mager sey. Er suchte diesem Mangel so gut als möglich abzuhelfen, indem er drey wollene Westen übereinander zog, und die Stellen, an welchen sich von Rechtswegen Waden befinden sollten, mit Werg künstlich genug ausstopfte. So gerüstet stellte er sich der Göttin seines Herzens dar, und obgleich er anfangs noch weit mehr stammelte, als damahls, da er die 5000 Thaler leihen wollte, so wußte

sie doch bald ihm Muth einzuflößen, indem sie ihm auf halbem Wege entgegen kam und mit holder Anmuth ihm zulispelte: „Sie mögen urtheilen, Herr Buxbaum, wie angenehm mir Ihr Billet gewesen, da ich sogar die Stecknadel, durch die es verschlossen war, hier in meinem Busentuch verwahre.“ Sehr zierlich bat der entzückte Freyer um Erlaubniß, diese glückliche Stecknadel gegen eine brillantne Nadel auszutauschen, welche er mit langen dürren Fingern aus der Tasche zog. Die Jungfrau zierte sich anfangs ein wenig, als er aber das Etui öffnete, und die Diamanten ihr nun wirklich in die Augen schimmerten, da meinte sie, es sey nicht schicklich, ihm seine erste Bitte abzuschlagen und eilte, mich ihm zu überliefern.

Es war wohl eine kleine Bosheit von mir, daß ich in diesem Augenblicke ihr in den schönen Zeigefinger eine so tiefe Wunde stach, daß ihr rosenfarbnes Blut ziemlich häufig hervorquoll. Buxbaum gewahrte es, und, eingedenk einer rührenden Scene aus dem eben gelesenen Romane, ergriff er mich heroisch, stach sich gleichfalls in den Finger bis auf den Knochen, weil er zu diesem Behuf blos die Haut zu verwunden brauchte, und bat nunmehr auf das zierlichste, um die hohe Vergünstigung, sein Blut mit dem ihrigen zu mischen und mit diesem Purpursaft ein Ehe-

ver-

versprechen nieder zu schreiben. Solchen Beweisen der Liebe konnte Elise nicht widerstehn. Ein Bogen Velinpapier und eine noch nie mit Dinte befleckte Feder wurden schaamhaft herbeygeholt, der glückliche Buxbaum schrieb, und ich — ach! mich, die ich all dieß Herrliche vollendet hatte, ließ er unbeachtet auf die Erde fallen.

Schon fürchtete ich, hier das Ziel meiner schönen Laufbahn im Kehrigt zu finden, als glücklicher weise der kleine Jacob, der unter dem Tische saß, mich gewahrte, mich ohne Umstände beym Kopf ergriff, und, meiner ganzen Länge nach, dem Schreiber in die Wade versenkte. Die Pflegemutter sah es zu spät und erschrack gewaltig, beruhigte sich aber lächelnd, als sie bemerkte, daß diese Operation ihrem Freyer nicht den geringsten Schmerz verursachte, ja, daß er nicht einmahl ein leises Kitzeln zu fühlen schien. Freylich schloß sie daraus auf eine verborgene, mich abstumpfende Ursache, die eben nicht geeignet seyn konnte, Ideen von Sinnlichkeit bey ihr zu erwecken, allein sie sah großmüthig darüber hinweg, und der mit dem Jawort beglückte Bräutigam trug mich in seiner Wade wieder nach Hause.

Die Hochzeit wurde nicht lange verschoben, und auch hier hatte ich Gelegenheit, meinem Herrn einen wichtigen Dienst zu leisten. Der

Schneider, der, nach Gebühr, ihm einen neuen Anzug vom feinsten braunen Tuche liefern mußte, hatte das Maaß wie gewöhnlich über die Gebeine des Bräutigams genommen, ohne davon unterrichtet zu werden, daß derselbe am Hochzeittage seinen ganzen Leichnam auspolstern wolle, woher es denn geschah, daß die Kleidungsstücke, besonders Eines von den unentbehrlichsten, viel zu eng waren, der gute Buxbaum plagte sich gewaltig damit, und war schon gesonnen, einiges von dem, was sein Fleisch repräsentiren sollte, wiederum abzulegen, als man ihm hastig meldete, er möge eilen, die Braut stehe bereits auf dem Teppich und empfinde es sehr übel, daß der Bräutigam auf sich warten lasse. Nun war kein Augenblick mehr zu verlieren. Seufzend strengte er alle Kräfte an, um sich in die engen Kleidungsstücke vollends hinein zu zwängen. Aber ach! bey diesen Kraftäußerungen sprang plötzlich ein Knopf ab, dessen Stelle nicht wohl erledigt bleiben konnte. Zwar wurde die Magd herbey gerufen, um ihn schnell wieder anzunähen, und sie erschien auch mit Nadel und Zwirn bewaffnet; als sie aber sah, wovon eigentlich die Rede sey, ließ die schaamhafte Dirne sich durch nichts auf der Welt bewegen, ihre kunstreiche Hand hülfreich darzubieten. In dieser höchsten Noth nahm Herr Buxbaum seine Zuflucht zu mir, und da er noch diese Stun-

de lebt, so kann er mir nicht anders nachsagen, als daß ich ihm redlich gedient bis zu dem Augenblicke, wo es ihm selbst beliebte, mich meines Dienstes zu entlassen.

Ich entsinne mich nicht mehr, auf welche Weise Madam Buxbaum sich meiner bemächtigte; vermuthlich mußte ich als ein Accessorium meinem letzten Principale folgen, welches bald gänzlich in ihre Hände gerieth. Eigentlich regierte der kleine Jacob das Haus, denn seine Pflegemutter betete ihn an, obschon er auch ihr nicht immer eine gnädige Gottheit war. Was ihm einfiel, mußte geschehen, und hätte er Lust bekommen, aus sämmtlichen Handlungsbüchern seines Stiefvaters einen großen papiernen Drachen zu verfertigen, so würde Madam Buxbaum sie sogleich zerschnitten haben. Der gute Herr Buxbaum merkte nun wohl, daß der Ehestand doch ein Wehestand bleibt, wenn man gleich die Stecknadel in der ausgestopften Wade nicht fühlt, und daß es weit sicherer sey, gleich dem Moses, das gelobte Land nur von ferne zu schauen — nähmlich über die Straße einer schönen Nachbarin ins Fenster zu gucken — als mit Gefahr der Freyheit dort, wie Josua und Caleb, eine große Traube zu stehlen. Seine theure Hälfte nannte ihn zwar ihr Unterparlament, doch gestand sie ihm blos das Recht zu, Geld herbeyzuschaffen, im übrigen durfte

er sich um die Regierung nicht bekümmern. Nicht einmahl seine wohlwollendsten, unmaaßgeblichen Rathschläge und Warnungen wurden beachtet, wenn sie auch sichtbarlich nur die eigene Zufriedenheit der Gattin bezweckten. Dahin gehörte unter andern die oft wiederholte Ermahnung, sich mit meiner Hülfe nicht die Zähne zu stochern. Es ist wahr, ich bin zu diesem Dienst nicht tauglich, indem ich weder die Glasur der Zähne noch das Zahnfleisch zu verschonen pflege; allein umsonst kaufte er ihr die niedlichsten Zahnstocher von Schildpatt und Elfenbein, sie blieb dabey, sich meiner zu bedienen, weil ich ihr am nächsten bey der Hand war.

Außer dieser verderblichen Gewohnheit war sie auch noch, wie leider viele ihrer Schwestern, einer sehr gefährlichen ergeben; sie hielt mich nemlich sehr oft im Munde, besonders beym Ankleiden, ohne sich deshalb im Sprechen den mindesten Zwang anzuthun. Herr Buxbaum hörte nicht auf, ihr traurige Beyspiele zu erzählen von Leuten, die an verschluckten Stecknadeln gestorben sind; allein sie nahm sich nicht die Mühe, darauf zu hören, und brachte mich selbst durch diese Geringschätzung so auf, daß ich beschloß, mich bey der nächsten Gelegenheit an ihr zu rächen. Auf eine solche durfte ich eben nicht lange warten. Madam, vor dem Spiegel

stehend, hatte mich abermahls zwischen den Lippen, gerade als der kleine Jacob sich den Spaß machte, ein Loch in dem Sofa zu schneiden, um doch zu sehn, was eigentlich darin stäcke. Herr Buxbaum verboth es ihm einigemahl und nahm ihm endlich die Scheere weg. Der wißbegierige Knabe fing an zu schreyen, Madam ereiferte sich und bewies, daß der Trieb das Verborgene zu erforschen ein edler Trieb sey, den man nicht hemmen müsse, und daß der kleine Jacob sicher einmahl ein Mann wie du, mein Herr Philosoph, werden würde, der nicht eher ruht bis er von Allem das Wie und Warum erforsche, sollte er auch bis in die Eingeweide der Erde dringen. Herr Buxbaum wollte nicht beystimmen. Madam gerieth in Hitze und setzte ihre Zunge so hastig in Bewegung, daß sie darüber vergaß den Athem zu berechnen, der nothwendig erforderlich war, wenn das Triebrad nicht plötzlich stocken sollte. Da ihr nun wirklich in der nächsten Minute der Athem ausging, so wollte sie, um keine Zeit zu verlieren, ihn fortsprechend wieder in sich ziehen. Diesen Augenblick nahm ich wahr, mich in ihre Luftröhre zu logiren und gern würde ich noch weiter hinabgeschlüpft seyn, wenn nicht ein Krampf ihrer Muskeln mich daran verhindert hätte. Indessen that ich doch mein möglichstes, um mich fest zu bohren, und es gelang mir, diesen

Platz mehrere Stunden lang zu behaupten. Madam gebehrdete sich fürchterlich. Es erhub sich ein harter Kampf zwischen uns beyden, den ich rühmlich bestand, denn er kostete ihr viel Blut, und als ich doch endlich weichen mußte, so hinterließ ich eine Entzündung, die meine Rache vollendete, und sie ins Grab stürzte.

„Da haben wirs!“ hatte Herr Buxbaum gesagt, als ich wieder zum Vorschein kam und er mich ihr vor die gebrochenen Augen hielt, mit einer Geberde, welche deutlich ausdrückte: hab' ich dich nicht oft genug gewarnt? — Sie konnte nicht reden, denn ihre Luftröhre war verschwollen; aber sie sah ihn mit blitzenden Augen an und schlug ein Schnippgen mit der Hand, welches vermuthlich bedeuten sollte: wenn ich gesund werde, thu ichs doch wieder. Allein sie wurde nicht wieder gesund. Als sie die blitzenden Augen für ewig schloß, sagte Herr Buxbaum noch einmahl: „da haben wirs!“ Das waren aber auch die sämmtlichen Schmerzensäußerungen, die ich von ihm gehört zu haben mich entsinne. Mit großer Gemüthsruhe besorgte er das Begräbniß. Als Leidtragender mußte er dabey in einem schwarzen Mantel mit einem zweymahl aufgekrempten Hute erscheinen, und dieser Hut sollte mit einem langen Flor als Schmerzenssymbol verziert werden. Um den Flor zu befesti-

Digitized by Google

gen, war er gesonnen, sich meiner zu bedienen, und ich, die ich während meiner ganzen Laufbahn nie meine beschränkte Kraft, sondern nur meinen redlichen Willen zu Rathe gezogen, ich lieh auch dießmahl mich ohne Bedenken dazu her; allein der Filz, den ich durchbohren sollte, war so derb, daß ich unter dem Druck mich krümmte, und als Herr Buxbaum dennoch darauf bestand, mich immer tiefer einzudrücken, brach mir plötzlich der Kopf vom Rumpfe, und nun — o menschliche Undankbarkeit! — mich, die ihm seine Reichthümer erworben; mich, die in den kritischsten Augenblicken am Hochzeittage ihn nicht verlassen; mich endlich, die ihn von seiner Tyrannin wiederum befreyt hatte — mich warf er nun von sich und vertauschte mich gegen eine nagelneue Schwester, weil sie etwas stärker und glänzender war als ich! — Enthauptet und gekrümmt, wie du mich jetzt siehst, lag ich einige Tage auf dem Boden, bis ein unerbittlicher Besen mich ausfegte. Zwar wurde ich noch einmahl von einem Bettelbuben wieder aufgerafft, der den Kehrichthaufen durchwühlte; aber auch er warf mich bald wieder von sich als ein unnützes Ding, und so bin ich endlich hieher gerathen, wo ich den Unbestand des Glücks und die Undankbarkeit der Menschen beseufze. Denn sprich: ist das wohl eine gültige Ursach mich wegzuwerfen, daß ich keinen Kopf

mehr habe? — wie viele Menschen verlieren bey vielen Gelegenheiten ihre Köpfe und werden drum nicht minder geachtet. Giebt es nicht deren genug, die nie Köpfe hatten und vielleicht eben darum vorgezogen wurden? — oder soll ich in ewiger Verbannung leben, weil ich krumm geworden bin? — Ey du lieber Gott! was ist denn heut zu Tage nicht krumm? und was wird nicht gerade gemacht, es mag wollen oder nicht? Auch mich hätte eine hülfreiche Hand sehr leicht wieder gerade machen können, und ich würde dann noch eben so tief gestochen haben als die jüngste meiner Schwestern. Erbarme dich meiner, Herr Philosoph! bringe mich wieder zu Ehren! leihe mir deinen Kopf, ich will dir meine Spitze gegen die Recensenten leihen, so haben wir beyde genug.

Der Philosoph schikanirte die arme Verlassene noch ein Weilchen über das Wort Kopf, behauptend, man könne von einer Stecknadel blos sagen, daß sie einen Knopf besitze; als sie ihm aber bewies, daß in gar vielen Fällen Knopf und Kopf für Synonyme gelten können — (zum Exempel der Knopf auf dem Beutel, der Knopf, dessen Stelle sie einst selbst vertreten hatte; der Degenknopf u. s. w.) — so willfahrte er ihrem Verlangen, nahm sie mit nach Hause und erhob sie zu hohen Ehren, in-

dem er jeden seiner Tage, die verflossenen sowohl als die künftigen, ihrer Obhut übergab; das heißt, er befestigte durch sie einen Wandkalender an die Tapete.

Auch eine dramatische Vorstellung.

Meine Herren und Damen!

Wenn Sie sämmtlich zu Wien vor dem großen Schlegel gesessen hätten — dem Restaurateur der dramatischen Kunst — so würde ich mich wohl hüthen, den Mund vor Ihnen aufzuthun, sondern müßte verstummen vor meinem Scheerer. Da Sie aber dieses Glückes nicht theilhaftig geworden, ich hingegen die Schlegelsche Weisheit in Saft und Blut zu verwandeln bemüht gewesen, so erlauben Sie, daß ich in die Geheimnisse des Kunstgeschmacks dieses großen Mannes Sie einweihe, damit Sie hinfort Ihren eigenen Geschmack entbehren können, der auf keinen Fall so gut ist als der seinige.

Ein Zuhörer (unterbrechend). Mit Gunst, Herr Vorleser, das können wir so ge-

radezu nicht einräumen, ohne einem Despotismus des Geschmacks die Thore zu öffnen; nun hat aber der große Schlegel selbst im Ersten Bande pag. 6. gesagt: „Es giebt kein Monopol der Poesie für gewisse Zeitalter und Völker, folglich ist auch der Despotismus des Geschmacks immer eine ungültige Anmaßung."

Der Vorleser. Ey, er hat auch pag. 17. gesagt: „Die Welt ist weit und es kann gar manches darin neben einander bestehen; aber die einseitige unwillkührliche Vorliebe macht keinesweges den Kunstkenner, sondern im Gegentheil das freye Schweben über abweichenden Ansichten mit Verleugnung persönlicher Neigungen."

Der Zuhörer. Nun folglich —

Der Vorleser. Wer wird denn immer Folgen aus Phrasen ziehen, die eine bloße captatio benevolentiae sind? Fragen Sie einmahl den großen Schlegel, ob sein Geschmack nicht der einzig wahre und richtige sey? Er wird die Bescheidenheit nicht so weit treiben, das zu leugnen; er hat ja drey dicke Bände geschrieben, um es zu beweisen, folglich ist ihm der Despotismus des Geschmacks keine ungültige Anmaßung, und verständige Leser müssen darüber hinwegsehn, daß pag. 6. mit einem Grundsatz debütirt wird, den alle die folgenden Seiten zu vernichten streben. Fragen Sie ihn ferner: da,

nach seiner Angabe, die Welt weit sey, ob Kotzebue neben ihm bestehen könne? und ob er seine persönliche Abneigung gegen denselben verleugnet habe? er wird Ihnen lächelnd antworten: Sind Sie denn blind, mein Herr? glauben Sie, daß ich den hyperboreischen Esel jemahls vergessen werde? sehen Sie denn nicht, daß ich keine einzige Gelegenheit verabsäume, dem Verfasser desselben Eins anzuhängen? und daß ich folglich will, er solle nicht neben mir bestehn?

Der Zuhörer. Hat doch der große Schlegel den Verfasser des hyperboreischen Esels nicht ein einzigesmahl in seinen Vorlesungen genannt.

Der Vorleser. Er hat allerdings blos mit Fingern auf ihn gewiesen, welches seiner Mäßigung zur Ehre gereicht. Nicht einmahl die schöne Stelle pag. 53. enthält Kotzebue's Nahmen, sondern lautet blos wie folget:

„Wir haben gerade in unsern Zeiten Schauspiele genug erlebt, und sie haben in Europa Glück gemacht, die von Aufwallungen des guten Herzens und Streichen des Edelmuths überfließen, und worin für einen schärfern Blick dennoch die versteckte Absicht des Verfassers unverkennbar ist, die Strenge sittlicher Grundsätze und die Ehrerbietung vor dem, was den Menschen heilig seyn soll, zu untergraben und dadurch die schlaffe Weichlichkeit seiner Zeitgenossen für sich zu bestechen."

Der Zuhörer. Woraus schließen Sie denn, daß diese Stelle auf Kotzebue gemünzt sey?

Der Vorleser. Erstens daraus, daß nur seine Stücke fast in alle europäische Sprachen übersetzt worden und folglich in Europa Glück gemacht haben. Zweytens ist der Vorwurf, den die Stelle in sich faßt, nicht neu, sondern derselbe, den Kotzebue's Feinde bey Gelegenheit von Menschenhaß und Reue schon tausendmahl wiederholt haben.

Der Zuhörer. Erlauben Sie, es ist doch etwas ganz neues darin, etwas sublimes. Freylich hatten schon viele seiner Feinde ihn beschuldigt, er habe die Strenge sittlicher Grundsätze untergraben u. s. w. (so wie man einst Göthe beschuldigte, er habe in seinem Werther den Selbstmord gepredigt) aber noch hatte keiner gewagt zu behaupten, das sey unverkennbar seine Absicht gewesen, eine Absicht, die dem schärfern Blick des großen Schlegel nicht habe entgehen können. Darin liegt das Neue.

Ein anderer Zuhörer. Sollte nicht aber auch eben darin etwas liegen — wie soll ich es nennen? — etwas, das einer kleinen Bosheit, einer artigen Verleumdung sehr ähnlich sieht?

Der Vorleser. Ey, ey, mein Herr, bedenken Sie, daß Sie von einem Manne sprechen, der frey über abweichenden Ansichten schwebt!

Der Zuhörer. Aber können Sie sich denn einen Dichter denken, der, wenn er sich an seinen Schreibtisch setzt, zu sich selbst spräche: nun will ich die Strenge der sittlichen Grundsätze und die Ehrerbietung vor dem, was den Menschen heilig seyn soll, untergraben; das ist meine Absicht bey dem Kunstwerke, welches anzufangen ich im Begriff stehe. Können Sie einen solchen Teufel sich denken? — Bisher glaubte man, die Schöpfungen eines Dichters verdankten ihr Daseyn blos dem Drange seines Genius; allerdings könnten sie wohl bisweilen Unheil stiften, doch unmöglich könne dieses Unheil dem Dichter in der Stunde der Erzeugung vorgeschwebt, und am allerwenigsten könne er blos um des Unheils willen sein Werk unternommen haben. Gesetzt aber auch, es gäbe einen solchen Satan, so könne Gott allein wissen, daß es seine verstekte Absicht gewesen, und kein Blick auf Erden, selbst nicht der Geyerblick des großen Schlegel, sey im Stande, das zu erspähen; weil bis jetzt Gott allein sich vorbehalten, Herzen und Nieren zu prüfen. Das Alles glaubte man bisher und darauf gründete sich auch die Ueberzeugung, daß derjenige, der einen Andern einer höchst schändlichen Absicht bezüchtige, ohne ihm ins Herz sehen zu können, wohl kein Ehrenmann seyn müsse. Fiat applicatio.

Digitized by Google

Der Vorleser. Sie urtheilen zu strenge, mein Herr. Sie sollten bedenken, daß schon mehr als drey und zwanzig Jahre verflossen sind, seit Kotzebue's Schauspiele auf allen Bühnen von Europa gern gesehen werden, und daß man seit drey und zwanzig Jahren sich umsonst unsägliche Mühe gegeben hat, ihn zu verdrängen. Sie werden gestehen, daß das sehr ärgerlich ist. Was bleibt denn am Ende übrig, um einem Jon oder gar einem Alarcos auch sein Plätzgen zu verschaffen, als daß man die Zuschauer zu überreden sucht, er habe die Absicht, sie sämmtlich geradesweges in die Hölle zu schicken? — wie wäre es denn sonst möglich, die Verblendeten von ihm zu erlösen? Der Zweck heiligt das Mittel. Es kam ja hier besonders darauf an, die braven Wiener, unter welchen Kotzebue noch manche Freunde seiner Muse zählt, ihm abwendig zu machen; wie konnte das füglicher geschehen, als dadurch, daß der große Schlegel ihnen seine Moralität verdächtig machte? Die braven Wiener halten noch große Stücke auf Moralität, da war ihnen also am besten beyzukommen; und nebenher empfingen sie dadurch von Herrn Schlegels eigener, nicht überall sattsam bekannter, Moralität einen hohen Begriff. Freylich werden sie sich gewundert haben, daß die Handlungen des Edelmuths, durch welche sie oft gerührt und

mit guten Gefühlen erfüllt wurden, blos Streiche des Edelmuths waren. Also auch der Edelmuth begeht lose Streiche? wird mancher gefragt haben, und nur Spötter durften antworten: In Feindes Augen wird jede Handlung zum Streiche.

Eine Dame. Sollten Kotzebue's Schauspiele wohl wirklich Schaden gestiftet haben?

Der Vorleser. Im Gegentheil, es ist bekannt, daß Menschenhaß und Reue drey verirrte Gattinnen zu ihrer Pflicht zurück führte; daß Bruderzwist eine lange entzweyte Familie versöhnte; daß das Kind der Liebe einen harten Vater bewog, seines natürlichen Sohnes hinfort sich anzunehmen; alle diese Beyspiele sind unwidersprechlich wahr und können bewiesen werden.

Die Dame. Nun? so scheint es ja vielmehr, daß diese Schauspiele die Sittlichkeit befördern als sie untergraben?

Der Vorleser. Ja, so scheint es.

Die Dame. Und was hat man dem entgegen zu setzen?

Der Vorleser. Des großen Schlegels Wort.

Die Dame. Weiter nichts?

Der Vorleser. Lesen Sie im dritten Bande pag. 419. „Was uns in diesen Dra-

men nicht nur als natürlich und erlaubt, sondern als sittlich und edel geschildert wird, das übersteigt alle Begriffe —"

Die Dame. Mit Erlaubniß: werden Beyspiele angeführt?

Der Vorleser. Nein.

Die Dame. Mich dünkt, das wäre doch wohl nöthig gewesen, um eine so ungeheure Behauptung zu rechtfertigen?

Der Vorleser. Es hat dem großen Schlegel nicht so geschienen. Hören Sie weiter: „Und diese Verführung ist weit gefährlicher als die der leichtfertigen Lustspiele, eben weil sie sich, ohne durch äußere Unanständigkeit abzustoßen, in noch unverwahrte Gemüther einschleicht und die heiligsten Nahmen zum Deckmantel wählt."

Die Dame. Sind das wieder lauter unbewiesene Dinge?

Der Vorleser. Ich bitte um Verzeihung, es ist bereits erwähnt worden, daß sie erwiesen sind. Drey verirrte Gattinnen wurden verführt zu ihrer Pflicht zurück zu kehren, eine hadernde Familie wurde verführt sich zu versöhnen u. s. w. Alles, weil es, laut pag. 418., ihren verwöhnten Herzen außerordentlich gefiel und weil sie klar einsahen, daß die heiligen Nahmen der Treue, der Liebe u. s. w. blos von Kotzebue als Deckmantel ge-

gebraucht worden waren. „Denn seine allgemeine Lehre ist eigentlich, laut pag. 418., daß ein sogenanntes gutes Herz alle Fehltritte und Ausschweifungen wieder gut mache, und daß man es mit der Tugend nicht so strenge nach Grundsätzen zu nehmen habe."

Die Dame. Hat er das irgendwo gesagt?

Der Vorleser. Nein, er hat vielmehr, selbst in Menschenhaß und Reue, ganz das Gegentheil so stark als nur immer möglich ausgedrückt.

Die Dame. Aber vielleicht widerspricht die Handlung dieses Stücks?

Der Vorleser. Auch nicht. Eulalia ist nicht allein von Anfang bis zu Ende das unglücklichste, blos durch ihren Fehltritt elend gewordene Weib, sondern der Verfasser hat sogar in einem Nachspiel, die edle Lüge, zu zeigen gesucht, daß sie, trotz Meinau's Verzeihung, nie wieder glücklich werden konnte.

Die Dame. Aber mein Gott! wo stecken denn die gefährlichen, schändlichen Grundsätze?

Der Vorleser. In der versteckten Absicht des Verfassers, die für das schärfere Auge des großen Schlegels unverkennbar ist. Von der Schärfe seines Blickes kann

ich Ihnen noch mehrere Beweise liefern. Die Antigone des Sophocles nennt er ein weibliches Ideal. Er selbst gesteht zwar, dieß Ideal sey von großer Strenge, es grenze an Härte u. s. w., aber — meint er — sie offenbare doch ihr liebevolles, weibliches Gemüth in der einzigen Zeile: „nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da.“ Er hätte wohl hinzufügen mögen, auch da, wo sie versichert, wenn ihr der Tod Kinder oder einen Gatten geraubt hätte, so würde sie nie mit Gefahr ihres Lebens (wie nun für den Bruder) den Gesetzen getrotzt haben. Und warum nicht? fragt sie sich selbst: ich hätte wohl wieder einen andern Mann gefunden und durch ihn andere Kinder bekommen, aber einen Bruder kann ich nicht wieder haben, da mein Vater und meine Mutter todt sind. — Sie lächeln, meine Damen? o das beweist nur, daß Sie für die weiblichen Ideale kein so scharfes Auge haben als der große Schlegel. Sehen Sie da die allgemeine Lehre, welche Sophokles predigt: eine Frau thut nicht wohl, für ihren Mann und ihre Kinder sich einer Gefahr auszusetzen, denn beyde kann sie wieder haben; für den Bruder hingegen muß sie Alles wagen, doch auch nur in dem Falle, wenn beyde Aeltern todt sind und sie folglich keinen Bruder wieder bekommen kann. Beherzigen Sie das, meine Damen,

Digitized by Google

und werden Sie weibliche Ideale zur Freude ihrer Männer und Kinder. Merken Sie sich auch, daß, wenn Sie, ohne Griechisch zu verstehn, doch in den Geist der Griechen eindringen wollen, Sie die Antiken studieren müssen. Vor der Gruppe der Niobe und des Lakoon (l. pag. 69.) werden Sie den Sophokles eigentlich verstehen lernen.

Ein Zuhörer. Klingt das nicht fast, als ob man spräche: um in den Geist der italiänischen Musik einzudringen, muß man die Gemählde des Raphael studieren?

Der Vorleser wirft einen verachtenden Blick auf diesen Zuhörer und fährt fort: Wir wollen uns noch ein wenig an der dramatischen Kunst der Alten nach den Ansichten unsers großen Meisters erquicken. Die Alten entwarfen ihre Kunstwerke (l. pag. 182.) nicht für den berechnenden prosaischen Verstand — und eine Unwahrscheinlichkeit, die erst durch Zergliederung gefunden wird, die nicht im Umkreise der Darstellung selbst liegt, galt ihnen für keine.

Der Zuhörer. Im Umkreise der Darstellung? was soll das heißen?

Der Vorleser. Vermuthlich was auf dem Theater vorgeht.

Der Zuhörer. Und alles übrige dürfte unwahrscheinlich seyn?

Der Vorleser. So scheint es fast. — Unser Zeitalter (pag. 201.) kranket an ähnlichen Gebrechen als die waren, welche dem Euripides unter seinen Zeitgenossen so viele Gunst, wenn auch nicht gerade Achtung, verschafften.

Der Zuhörer. Woher weiß Herr Schlegel, daß Euripides von seinen Zeitgenossen nicht geachtet wurde? hat er es in irgend einem alten Schriftsteller gelesen?

Der Vorleser. Nein, sie bezeugen vielmehr Alle das Gegentheil, aber er vermuthet es und Sie werden gleich hören warum: wir haben eine Menge Schauspiele erlebt (nemlich die von Kotzebue), welche an Gehalt und Form zwar unermeßlich tief unter denen des Euripides stehen, aber ihnen darin verwandt sind, daß sie durch weichliche, zuweilen sogar zarte Rührung das Gefühl bestechen, während ihre Richtung im Ganzen auf wahre sittliche Freygeisterey hinausgeht. Sehn Sie, meine Herren, diese schöne Gelegenheit durfte nicht vorbey gelassen werden, um Kotzebue Eins zu versetzen, und folglich durfte auch Euripides nicht von seinen Zeitgenossen geachtet werden, sondern höchstens ihre Gunst besitzen.

Wir wenden uns zum Aristophanes. Dieser Dichter war zwar (nach pag. 291.) in seinen persönlichen Neigungen pöbelhaft und ver-

derbt, und beleidigte durch seine Späße oft Sitten und Geschmack —

Der Zuhörer. Ey da wird es ihm sehr übel ergehen, vor dem Richterstuhle eines Mannes, der so streng auf beydes hält.

Der Vorleser. Aristophanes hat dennoch Gnade vor den Augen des großen Schlegel gefunden, denn in der Anlage und Ausführung seiner Dichtungen könne man ihm den Ruhm des gebildetesten Künstlers nicht versagen.

Der Zuhörer. Gehören denn die unsittlichen Späße nicht zur Ausführung? und wie ißts denn mit der saubern Gewohnheit, lebende, gegenwärtige Menschen auf die Bühne zu stellen? vertheidigt Herr Schlegel die auch?

Der Vorleser. O ja! so strenge er für seine Zeitgenossen ist, so viele Nachsicht läßt er den lieben Alten angedeihen, welches ich ungemein löblich finde; denn Einmahl kann der Ruhm der Alten weder ihm selbst noch Andern lästig fallen, und zweytens verlieren die Neueren auch nichts dabey, denn sie dürfen sich mit der Hoffnung trösten, auch einmahl Alte und dann auch gerühmt zu werden. Also der große Schlegel behauptet pag. 277: obgleich die alten Komiker lebende Menschen genannt und mit allen Umständen auf das Theater gebracht hätten, so hätten sie darum doch keine bestimmten Individu-

en dargestellt. Diese historischen Personen hätten nur eine allegorische Bedeutung gehabt, eine Gattung vorgestellt.

Der Zuhörer. Aber in Athen verboth ja ein ausdrückliches Gesetz, wirkliche Personen einzuführen, sie durch Masken kenntlich zu machen u. s. w.? Schon Horaz meinte, der Mißbrauch habe diese Einschränkung herbey geführt, und so scheint es allerdings, denn man giebt keine Gesetze gegen Mißbräuche, die nicht vorhanden sind.

Der Vorleser. Unser Meister bleibt aber doch bey seiner Behauptung, und besonders schön ist seine Vertheidigung dieses Unfugs, wie nemlich die Tragödie (so sagt er) harmonische Einheit liebt, so lebt und webt die Komödie in chaotischer Fülle: sie sucht die buntesten Gegensätze und immerfort sich kreuzende Widersprüche. Das Seltsamste, Unerhörte, ja Unmögliche in den Vorfällen heftet sie daher mit dem örtlichsten und besondersten der nächsten Umgebung zusammen. — Der komische Dichter ist befugt, die Handlung so keck und fantastisch wie möglich zu ersinnen, sie darf sogar unzusammenhängend und widersinnig seyn. — Nun, meine Herren und Damen, werden Sie sonder Zweifel einen sehr klaren Begriff von einer guten Komödie nach Schlegelschen Grundsätzen haben.

Eine Dame. O ja, der groſse Mann sagt mit andern Worten: je toller je besser. Wir besitzen eine solche Oper.

Ein Zuhörer. Wie wars denn aber mit dem Socrates, den Aristophanes so jämmerlich auf der Bühne persiflirte?

Der Vorleser. Im Socrates personifizirte der Dichter blos die sophistische Metaphysik.

Der Zuhörer. Aber von der war ja Socrates selbst ein entschiedener Gegner?

Der Vorleser. Ganz recht, unser Meister gesteht (pag. 307.) daſs vermuthlich persönliche Abneigung zum Grunde gelegen habe. Wir dürfen ihm das um so eher glauben, da er sehr wohl weiſs, zu welchen Niederträchtigkeiten persönliche Abneigung verleitet.

Der Zuhörer. Allein empört es denn unsern groſsen Meister nicht, das Aristophanes bey jeder Gelegenheit sich selbst die angemessensten Lobsprüche ertheilt?

Der Vorleser, Ganz und gar nicht. Das soll blos zur komischen Ausgelassenheit gehören. Bey den Alten läſst sich Alles gar leicht entschuldigen.

Der Zuhörer. Wenn das eigne Lob ein Beweis der komischen Ausgelassenheit ist, so muſs man gestehn, daſs es keinen komischern Menschen auf der Welt giebt, als den groſsen Schlegel,

der im dritten Bande pag. 52. sagt: daß nichts seltener sey, als ein Kunstrichter wie Er.

Der Vorleser. Darum wollen wir um so fröhlicher genießen, was der Seltenste auf Erden uns spendet. Es hat große Männer im Felde und Kabinet gegeben und giebt deren noch, wiewohl man sie auch die Seltenen nennen darf; allein was sind sie gegen Herrn Schlegel? denn nichts ist seltener als er. Wir werden noch öfter Gelegenheit haben, seine Bescheidenheit zu bewundern. Um aber die heutige Vorlesung würdig zu schließen, will ich noch in gedrängter Kürze zeigen, mit welcher unübertrefflichen Kunst der große Schlegel alles dasjenige auch zu vertheidigen weiß, was er etwa bey andern Gelegenheiten herunter gemacht hat. Es ist nähmlich von einem Dichter die Rede, der, nach unsers Meisters eigenem Geständniß, „uns zuweilen in „anstößige Gesellschaft bringt; Zweydeutigkeiten „in Gegenwart der Frauen, oder gar von ihnen „selbst sagen läßt; dessen Poesie bisweilen aus dem „wahren Dialog heraustritt; der oft witzelt, oft „Wortspiele macht, auch wohl Sylbenspiele; der „das Komische mit dem tragischen grell mischt; „der dieselben Personen nicht selten zu verschiedenen Zeiten die erhabenste und wieder die gemeinste Sprache führen läßt; der niemahls Scheu „davor hat, die idealische Poesie ganz dicht neben

„der gemeinsten Prosa wohnen zu lassen; der das „Aeußerste des Fantastischen und Gemeinen zusam„menknüpft; der Stücke geliefert hat, in denen „nichts geschieht, oder, was geschieht, nicht so „wesentlich ist als was gesagt wird; der auch die „Auflösung bald willkührlich herbeyführt, bald „zu breit anlegt, bald die Handlung ins Stocken „gerathen läßt; der Rauhigkeit in Ausdruck und „Sitten beweist, seinen Helden Großsprechereyen „in den Mund legt; dem Heldenschauspiele bis„weilen unter den Händen zu Lustspielen wurden; „der die Wahrscheinlichkeit ohne Bedenken verletzt u. s. w.“ Dieser Dichter ist Shakespeare, und Alles, was hier von ihm gesagt worden, sind des großen Schlegels eigne Worte. Es wird wohl Niemand zweifeln, daß auch die Hälfte hinreichend wäre, um über einen neuern Dichter das Anathema auszusprechen, und daß keine Schönheiten, die ihm sonst eigen wären, diese Mängel zudecken würden; allein mit Shakespeare ist es ein anderes, den hat Herr Schlegel übersetzt und gut übersetzt; dieses außerordentliche Verdienst würde minder glänzen, wenn er das Geringste auf ihn kommen ließe; darum heißt es trotz aller jener Gebrechen: „Die Geisterwelt und die Natur haben alle ihre Schätze in ihn niedergelegt: an Kraft ein Halbgott, an Tiefblick ein Prophet, an überschauender Weisheit ein Schutz-

Digitized by Google

geist höherer Art u. s. w." — Weil aber doch, meine Herren und Damen, dieses hochfliegende Lob, verglichen mit dem Obengesagten und Zugestandenen, Ihnen etwas ungereimt vorkommen mögte, so belieben Sie nun zu vernehmen, auf welche zierliche Weise der Panegyrist alle jene Vorwürfe von seinem Halbgott ablehnt. — Zweydeutigkeiten? nun ja, das war vermuthlich ein damahls nicht unerhörter Muthwille. Andere haben sich noch mehr erlaubt, und man muß nicht gleich in jedem dreisten Scherz eine Sünde wittern. (III. p. 31. 32.) Ist das nicht eine herrliche Vertheidigung? — Schwulst? — dieser Tadel rührt von einer Phantasielosen Sinnesart her, der Alles unnatürlich vorkömmt, was nicht ihrer zahmen Nüchternheit gemäß ist. (62.) Wortspiele? — Im Homer findet man deren auch. Die Bücher Mosis sind voll davon. (p. 65.) Grelle Mischung des Komischen mit dem Ernsten? — Diese verhütet, daß das Spiel sich nicht in ein Geschäft verwandelt, bewahrt dem Gemüth seine Heiterkeit u. s. w. (p. 75.) Hinneigen zum Allzuschrecklichen? — Das ist ein erhabener Fehler, aus der Fülle riesenhafter Kraft entsprungen. (68.) Erhabene und gemeine Sprache einer und derselben Person? — Diese Ungleichheit ist in der Wahr-

heit gegründet, denn man spricht in verschiedenen Lagen verschieden. (p. 83.) Idealische Poesie und gemeine Prosa neben einander? So ist es ja auch meistens in der wirklichen Welt. (p. 133.) Unnöthige Breite in Auflösung des Knotens? — Unsere heutigen Zuschauer sind ungeduldiger als die seinigen waren. (p. 136.) Die Haupthandlung geräthins Stocken oder wird gar rückgängig? — Das war unvermeidlich und liegt in der Natur der Sache. (147.) Rauhigkeit in Ausdruck und Sitten? — Das muß nach der wüsten barbarischen Zeit beurtheilt werden, in der etwa ein Stück spielt. (166.) Großsprechereyen des Cäsar? — Da er nicht handelnd auftritt, so blieb nichts anders übrig, um einen Maßstab seiner Größe zu geben. (171.) Ein Heldenschauspiel, das ihm unter den Händen zum Lustspiel wird? — Man glaube ja nicht, es sey ohne Wissen und Willen des Dichters geschehn. (211.) Verletzte Wahrscheinlichkeit? — Shakespeare durfte auf poetische Zuschauer rechnen. (223.)

Hier, meine Herren und Damen, empfangen Sie ein Muster von der Kunst Alles zu vertheidigen, wenn man einmahl vertheidigen will.

Schlagen und lesen Sie selbst nach, wenn Sie vielleicht vermuthen sollten, es könne unmöglich Alles so da stehn. Ja, es steht wirklich Alles so da; nur kann ich freylich die edle, imponirende Zuversicht Ihnen nicht darstellen, mit welcher dieß Alles den guten Wienern vorgetragen wurde. Doch werde ich auch in dieser Kunst unsers Zeitalters mich üben, und mich bestreben, mein großes Vorbild zu erreichen. O du elender Pope! der du behauptet hast: Shakespeare habe zwar besser, aber auch schlechter als irgend ein Anderer geschrieben. O du elender Voltaire! der du vom Hamlet sagen durftest, er scheine von einem betrunkenen Wilden herzurühren. O du elender Haller! der du folgendes verwegene Urtheil fälltest: „Seine Schauspiele sind voll Concetti und unnatürlicher Ausdrücke, zwischen welchen allerdings zuweilen etwas unverbesserlich Schönes hervorschimmert. — Shakespeare hat überhaupt unnachahmlich schöne Stellen, aber aus Mangel an Geschmack sinkt er in die niedrigsten. Es ist freylich wahr, der Geschmack seiner Zeit hing am Hanswurstischen. Das mag eine Entschuldigung für Shakespeare seyn, nicht aber für die Schauspiele, deren Ziel die Vollkommenheit seyn soll. Gelehrt war Shakespeare nicht. Sein Theseus spricht vom Aristoteles. Wir kön-

Digitized by Google

nen auch sein Lob nicht zugeben, daß er die Leidenschaften so vortrefflich geschildert hätte, wenigstens nicht die Liebe. — Er ist ein Gemisch von Gold und Koth.“

(Der Beschluß folgt.)

Die russische Amazone, oder heldenmüthige Liebe einer Russin.

(Von Otto von Kotzebue.)

So lautet der Titel eines russischen Romans, der, der Angabe nach, eine wahre Geschichte enthalten soll, die sich in den Kriegsjahren 1806 und 1807 zugetragen habe. Da dieser Roman, wie es heißt, viel Beyfall gefunden und überhaupt die russische Litteratur in Deutschland noch sehr unbekannt ist, so mag es manchem Leser ergötzlich seyn, hier die Skitze eines russischen Original-Romans zu finden.

Der Krieg war beschlossen. Wasili P., Hauptmann, und Olga T. liebten sich seit zwey Jahren mit Zustimmung ihrer Eltern. Olga's Vater, ein reicher Edelmann, wünschte, daß sein künftiger Schwiegersohn den Dienst quittiren und ein bürgerliches Amt suchen mögte. Wasili

war auch willig dazu, allein der Krieg brach aus und er glaubte es seiner Ehre schuldig zu seyn, den Feldzug mit zu machen. Olga, durch die nahe Trennung von dem Geliebten zur Verzweiflung getrieben, faßt den Entschluß, ihn zu begleiten. Vergebens bestreitet er denselben. Sie preßt ihm einen Schwur ab, ihr Vorhaben zu verschweigen, dann fährt sie fort: (eine Stelle, die als Probe des Styls dienen mag.)

„Du schaffst mir eine Mannskleidung und, da ich von ziemlich großem Wuchse bin, so wird es mir leicht werden, mein Geschlecht zu verbergen. Dann stellst du mich, unter dem Nahmen Eines deiner Anverwandten, der begleitet, für das Vaterland zu fechten, deinem Chef vor. Ich bin überzeugt, er wird mit meiner Tapferkeit zufrieden seyn u. s. w.“

Olga hatte ihre Kindheit bey einer entfernt wohnenden Vater Schwester zugebracht und dieser versprochen, sie jährlich Einmahl zu besuchen. Diesen Besuch nahm sie jetzt zum Vorwand, ihren Vater zu verlassen. Sie besaß einen kleinen Schatz von 200 Silberrubeln; einige Hemden und Strümpfe wurden in einen Mantelsack gepackt, und die Heldin war reisefertig. Nun brachte Wasili die Uniform, und es wird nicht vergessen, anzumerken, daß er so lange in einen Winkel trat, bis sie sie angezogen hatte. Kaum erkann-

te er sie wieder. Der feste Tritt und der schöne militairische Wuchs verbargen ihr Geschlecht sehr wohl. Freylich hatte sie keinen Bart und eine so zarte Gesichtsfarbe; doch beydes konnte man auf ihre Jugend schieben. Es wurde verabredet, daß sie am andern Morgen wegfahren solle, als ob sie die Reise zu ihrer Tante anträte, doch auf der ersten Station sollte sie eine Krankheit vorwenden und verweilen, Wasili von dort sie abhohlen, seinem Chef vorstellen und dann ihr unzertrennlicher Gefährte bleiben. Der Tante wurde der ganze saubere Anschlag in einem herzbrechenden Briefe mitgetheilt, sie gebethen, den Vater betrügen zu helfen, und ihre willfährige Antwort an den Unteroffizier H** in der Compagnie des Hauptmann P. zu addressiren.

Diesen Brief schrieb Olga, ich weiß nicht warum, in ihrer Mannskleidung, und erst als sie damit fertig war, dachte man wieder an's Umkleiden. Der bescheidene Wasili entfernte sich deshalb, begegnete aber vor der Thür dem Vater, und nun entsteht eine sonderbare Scene. Der Vater, der zu seiner Tochter will, wird von dem Liebhaber, der eben von ihr heraus kommt, unter allerley Vorwand zurückgehalten, und als er doch darauf besteht, schließt Olga ihm die Thür vor der Nase zu. Er giebt zu erkennen, daß er es sey; was sie ohnehin schon wußte. Sie hat

unter-

unterdessen die Uniform in ihrem Bette verwahrt und einen Oberrock übergeworfen, worauf sie endlich die Thür öffnet.

Es kam Gesellschaft. Man erzählte viel von Kriegsthaten. Vormahls hatten dergleichen Erzählungen Olga nicht interessirt, jetzt hörte sie begierig zu und erblickte sich selbst schon mitten im Schlachtgewühl. In der letzten schlaflosen Nacht erwachte doch endlich ihr Gewissen und warf ihr vor, wie schändlich sie einen so zärtlichen Vater hintergehn wolle; auch die Gefahr, in die sie sich stürzte, und die Wahrscheinlichkeit, ihn nie wieder zu sehn, schwebten ihr vor Augen; ihr Entschluß wankte; indessen beschloß sie doch auf jeden Fall abzureisen, denn wenn es ihr möglich wurde, sich von Wasili zu trennen, so durfte sie ja nur zu ihrer Tante gehn, und mit diesem halben Vorsatz, von dem vorauszusehen war, daß Ein Blick des Geliebten ihn zerstören würde, machte sie sich reisefertig. Kaum ist sie angekleidet, als ihr Vater herein tritt, die allzugroße Heftigkeit ihres Schmerzes nicht begreifen kann, mit der innigsten Zärtlichkeit in sie dringt, sich ihm zu entdecken, auch sie so erschüttert, daß sie, ihm zu Füßen stürzend, im Begriff steht, Alles zu sagen, als sie zum Glück von Wasili unterbrochen wird und beym ersten Ton seiner Stimme den Vater vergißt. Der

Verfasser macht dabey die Anmerkung: „Wenige würden im Stande seyn zu begreifen, wie die Gegenwart des Geliebten wirken könne, man müsse aber so heftig geliebt haben, als Olga.“

Ein Zug, der wohl manchen Leser empören mögte, ist, daß Wasili in Olga's Gegenwart den Vater versichert, sie kenne ihre Pflichten viel zu gut, um ihm etwas zu verheelen. Olga hat sich indessen gefaßt, und, ohne zu erröthen, sagt sie dem Vater, er könne ja leicht errathen, daß nur die nahe Trennung von Wasili ihren Schmerz verursache.

Die Reise wird nun wirklich angetreten und zwar mit einer Kammerjungfer und einem Bedienten. Verabredetermaßen stellt Olga sich krank auf der ersten Station, und ganz unbegreiflicher Weise fährt die Kammerjungfer sammt dem Bedienten allein davon — Wohin? — das erfährt man nicht; vermuthlich zu der Tante, um ihr die Nachricht zu bringen, daß ihre Gebieterin krank sey und daß sie dieselbe ganz allein auf einer Poststation haben liegen lassen. Wasili hat indessen auf 24 Stunden Urlaub bekommen, eilt ihr mit raschen Pferden nach und — sie frühstückten zum Erstenmahl unter vier Augen mit einander. Wasili hatte einen Speisekorb mitgebracht. Die Speisen sollen sehr einfach gewesen seyn, hingegen wurde brav getrunken und, wenn man die Toasts,

welche ausgebracht wurden, zusammenzählt, so muß man vermuthen, daß Olga ziemlich benebelt vom Tische aufgestanden; denn Erstens tranken sie öfters auf wechselseitige Gesundheit; dann auf das Glück der russischen Waffen; dann auf baldige Zurückkunft ins Vaterland; dann auf ihr künftiges eheliches Glück; dann mehreremahle auf die Gesundheit des alten betrogenen Vaters; dergestalt, daß beym Zusammenrechnen der Gläser, wenn man auch das öfter und mehremahl nur für zwey annimmt — doch wenigstens sieben Gläser auf Olga kommen. Es gefiel ihr auch so wohl auf dieser Station, daß sie einst ihren Vater zu bitten beschloß, hier ihre Hochzeit auszurichten, ein Gedanke, der den Geliebten dermaßen entzückte, daß er ihr einen Kuß, „zum Beweise seiner ewigen Treue" gab. Der Postmeister sah wohl, daß die Krankheit der jungen Dame verschwunden war, „denn ihr blasses Gesicht hatte sich in ein feuerrothes verwandelt."

Wasili fuhr nun mit seiner Geliebten zurück nach der Stadt. Es ist der Mühe werth, das folgende mit den Worten des Originals anzuführen. „Unterwegs erzählte er ihr, er habe ein Zimmer für sie gemiethet, in welchem sie bis zum Ausmarsch wohnen werde, auch habe er von seinem Chef bereits Erlaubniß erhalten, seinen Stiefbruder als Unterofficier im Regiment anzustellen.

Nun mußte aber Olga sich unterwegs noch umkleiden, damit in dem Hause, welches ihr zur Wohnung bestimmt war, ihr Geschlecht nicht verrathen würde. Beyde wußten nicht, wie das anzufangen wäre, als dem Hauptmanne plötzlich einfiel, sie könne es wohl im Wagen thun. Obschon das kein bequemer Platz für eine Damentoilette ist, so würde Olga sich doch nichts daraus gemacht haben, wenn nur ihre Sittsamkeit nicht im Wege gestanden hätte. Allein die Noth zwingt zu allem. Das Kleiderbündel lag neben ihr, Uniform, Beinkleider und ein schwarzes Halstuch wurden herausgenommen, und in Kurzem saß neben Wasili kein schönes Mädchen mehr, sondern ein schöner Jüngling und Kriegskammerad."

Sie kamen im Dunkeln nach der Stadt. Olga schlief gut. Am andern Morgen holte Wasili sie ab, um sie dem Chef vorzustellen, doch ließen sie sich vorher ein gutes Frühstück geben." Der hübsche junge Unteroffizier gefiel dem Chef sehr wohl. Wasili ging zu Olga's Vater zum „Essen," und erzählte ihr nachher, wie zärtlich der Alte von ihr gesprochen, „worüber sie bittere Thränen vergoß, sich aber bald ermannte, da sie ihr künftiges Glück sich vorstellte.

Beym Ausmarsch stand Olga auf dem rechten Flügel der Compagnie mit einer Hellebarde in der Hand und ihrem Tornister auf dem Rü-

Digitized by Google

cken. Den letztern durfte sie nachher auf einen Proviantwagen legen. Das langsame Marschiren griff sie nicht sehr an. Jeden Abend nahm Wasili sie in sein eigenes Quartier „und wenn nur Ein Bett im Zimmer war, so zog er sich nicht aus und ergriff alle mögliche Maßregeln, welche die Ehre und Unschuld seiner Geliebten ihm vorschrieben.“

Nicht weit von Pultusk wurde sie so müde, daß sie nicht weiter fort konnte und allein mit Wasili zurückblieb. Es wurde Nacht und sie hatten noch zehn Werst bis zum Nachtquartier. Schon war die Hoffnung es zu erreichen verschwunden, als sie ein Licht in der Ferne erblickten; es schimmerte aus einem Dorfe: Olga schleppte sich bis dahin. Alle Einwohner schliefen, an viele Thüren wurde vergebens geklopft. Ein armer Handwerker that ihnen endlich auf, rieth aber, sich nach dem nahen Gute zu begeben, wohin er selbst, mit einer Laterne voranleuchtend, sie führte, und wo sie von einer Frau von B. sehr gastfrey aufgenommen wurden. „Sie befahl sogleich den Tisch zu decken,“ und nach Tische führte sie die Reisenden in ein Zimmer, „wo ein paar gute Betten standen.“ Am andern Morgen ließ Frau von B. sogar einen Wagen mit vier Pferden anspannen und den schönen Unterofficier fein bequem wieder zu seinem Regimente bringen.

In der Nacht von 13ten December standen die Russen dem Feinde bey Pultusk gegenüber. Da es sehr kalt und nebligt war, so machte Wasili eigenhändig Feuer vor seinem Unterofficier, weshalb seine Kameraden ihn auslachten. Am Morgen begann die Schlacht, die bekanntlich für die Russen siegreich ausfiel, und in welcher Olga, an der Seite ihres Geliebten, sehr tapfer gefochten hatte. Aber bey einer andern Gelegenheit, wo die Russen weichen mußten, wurde sie im Gewühl von Wasili getrennt, lief so lange, bis sie keinen Lärm mehr hörte, fand ein Pferd, dessen Eigenthümer vermuthlich erschossen war, schwang sich darauf und sprengte davon, in Hoffnung, das russische Lager bald zu erreichen, kam aber mit Tagesanbruch in ein Dorf, wo man jeden Augenblick Franzosen erwartete. Sie ließ sich vor allen Dingen „etwas zu essen" geben, ritt weiter, bis ihr Pferd vor Müdigkeit umfiel, ging nun zu Fuße, kam gegen Abend wieder in ein Dorf, „und bat sich etwas zu essen aus." Während des Essens unterhält sie der Wirth, ein ehrlicher Deutscher, und flucht auf den Feind, der die ganze preußische Armee vernichtet habe. Olga meint, an den Russen habe der Feind eine harte Nuß zu knacken, und prahlt ein wenig mit den russischen Bajonetten. Es wurde auf Kaiser Alexanders Gesundheit brav getrunken. Dann

legte sich die müde Olga schlafen, der Wirth selbst schloß ihre Kammerthür ab.

Aber in der Nacht donnerte plözlich ein französischer Quartiermeister an das Wirthshaus, und bestand darauf, in dem Zimmer zu schlafen, in welchem Olga lag. Der Wirth that alles mögliche, um den jungen russischen Soldaten zu retten, als aber der Quartiermeister drohte, die Thür einzubrechen, so mußte er sie endlich öffnen. Olga, durch den Lärm schon längst erweckt, war unter das Bett gekrochen. Der Franzose, „nachdem er gegessen," kleidete sich rasch aus und erblickte nun erst, zu seinem höchsten Erstaunen, eine russische Uniform auf einem Stuhl neben dem Bette, griff hastig nach seiner Pistole, durchsuchte das Bett, wurde ein paar Füßchen gewahr, die unter dem Bett hervor ragten, zog bey diesen Füßchen die Bebende heraus, und hielt sogar noch für nöthig, ihr mit vorgehaltener Pistole zuzuschreyen: Ergieb dich oder stirb! — Olga bath um Gnade und der Franzose war höchst erfreut, als er, statt eines Kosacken oder Grenadiers, ein schönes Mädchen im bloßen Hemde zu seinen Füßen sah. Welchen Entschluß er auf der Stelle faßte, läßt sich leicht denken, und er drückte denselben in sehr deutlichen Worten aus, indem er das sittsame Mädchen versicherte: „die

Russen möchten wohl bisweilen in der Schlacht überwinden, aber in den Scharmützeln der Liebe würden die Franzosen doch immer ihre Meister bleiben."

Es entstand nun ein ungleicher Kampf, den der Verfasser con amore ausmahlt, doch am Ende desselben, als Olga schon entkräftet auf dem Bett liegt, sich der Unschuld erbarmt und durch das Anklopfen und Hereintreten eines französischen Officiers sie rettet. Sie warf sich ihm zu Füßen, er ließ ihr seinen Schutz angedeihen, und um zu beweisen, daß sie dessen würdig sey, erzählte sie ihm ihre Geschichte, durch welche der Franzose „dermaßen gerührt wurde, daß er mehreremahl ausriet: Olga ist ein Engel! gäbe es in Frankreich solche Mädchen, so würden sie ihre Liebhaber stärker an sich fesseln und die Franzosen den Ruf der Unbeständigkeit verlieren." — Nach der russischen Armee zurück zu kehren, war unmöglich, denn Olga befand sich bereits im Rücken der französischen, ohne zu wissen, wie es zugegangen; allein er gab ihr seine Addresse, Gaspard Dufour, Rittmeister vom ... Husarenregiment und bat sie, sich nur an ihn zu wenden, so oft sie seines Schutzes bedürfe; auch gab er bey seiner Entfernung dem Wirthe heimlich 4 Louisdors für sie. Die russische Uniform wurde verbrannt, Ol-

ga blieb eine Zeitlang in dem Hause des braven Wirths, in männlicher Bauertracht. Gleich am andern Morgen, nach dieser kitzlichen Begebenheit, „fragte die Wirthin, wie Olga geschlafen habe? und war sehr erfreut zu hören, daß sie sich vollkommen wohl befinde.“

Von hier aus schrieb Olga an ihre Tante, der sie alle ihre Abentheuer meldete, und um Geld bath, weil sie den Entschluß gefaßt, nach Küstrin zu reisen, wohin mehrere verwundete Russen gebracht worden, und wo sie vielleicht ihren Wasili finden werde. Sie machte sich auch wirklich mit ein paar jungen, leicht verwundetrn französischen Officiers auf den Weg, die sie, unter dem Nahmen Grahl, als Bedienten mitnahmen. Es war aber auch noch ein anderer Bedienter, Ludwig, dabey, mit dem sie gleich in der ersten Nacht, wegen Mangel an Platz, sich in Ein Bett legen mußte. „Das machte sie sehr verlegen, denn sie hatte den Vorfall mit dem Quartiermeister noch nicht vergessen.“ Sie kleidete sich aber nicht aus, und suchte Ludwig zu bereden, daß er es gleichfalls unterlassen mögte.

„Ludwig sagte lachend: sie könne thun, was ihr beliebe, er aber finde nicht oft Gelegenheit, in einem so guten Bette zu schlafen, und wolle sich gütlich thun; worauf er sich ohne Um-

Digitized by Google

stände entkleidete. Olga legte sich auf die Decke. Ludwig wollte seine Höflichkeit zeigen und wickelte sie mit in die Decke, weil es kalt sey. Hol mich der Henker! sagte er, du bist so blöde als ein Mädchen. — „Und du behandelst mich als ein Mädchen, antwortete Olga. —" Das Gespräch nahm noch allerley schlüpfrige Wendungen, die sogar bisweilen von Pantominen begleitet waren. Der Verfasser versichert, „daß Olga wiederum sehr verlegen war." Sie stellte sich endlich, als ob sie schliefe, und der lustige Ludwig schlief wirklich ein.

Am zweyten Abend begegnete ihr ein anderes etwas bedenklicheres Abentheuer. Sie wurde zu einem der jungen Officiere gerufen, den sie im bloßen Hemde vor dem Kamine fand, und der sie ersuchte, seine Wunde im Dickbein zu verbinden, weshalb er auch sogleich sich noch mehr entblößte. Was sollte sie thun? sie mußte gehorchen, und der Officier konnte nicht begreifen, warum sie während der Operation so roth wurde. Er war sehr mit ihrer Geschicklichkeit zufrieden, und sie mußte ihn alle Tage verbinden.

Endlich kamen sie nach Küstrin, wo Olga sich von ihren Begleitern trennte, in ein Wirthshaus zog und daselbst gleich in der ersten Nacht einen besondern Schrecken hatte; denn das hüb-

Digitized by Google

sche Mädchen aus dem Hause hatte sich auf den ersten Blick in den hübschen Burschen verliebt, und kam, ihm Beweise davon zu geben, die er nicht erwiedern konnte.

Am andern Morgen ging sie ins Hospital und bath den deutschen Aufseher desselben, Nahmens Biberu, ihr zu sagen, ob nicht ein russischer Hauptmann P. sich unter den Verwundeten befinde? Biberu antwortete, ihrer wären so viele, daß er noch keine Liste habe verfertigen können, allein sie möge selbst hingehn und suchen. Das wollte sie auf der Stelle, doch vorher visitirte Biberu ihre Taschen, ob sie auch nichts unerlaubtes bey sich trage, und als er sah, daß in der Gegend des Busens eine so starke Erhöhung war, glaubte er, sie habe etwas dergleigen unter die Weste geknöpft, riß ihr die Weste auf und erkannte ihr Geschlecht.

Biberu war ein gesunder, wollüstiger Fünfziger, der sogleich die Rolle des Quartiermeisters spielen wollte, doch überlegene Kräfte fand und abstehen mußte. Nun drohte er ihr, daß er sie gar nicht ins Hospital lassen würde, da der Hauptmann P. gewiß nicht ihr Bruder sey, wie sie vorgebe, sondern ihr Liebhaber, den sie vermuthlich weniger strenge behandeln würde als ihn. Sie blieb bey ihrer Aussage, konnte ihn aber

nur unter der Bedingung überreden, ihr zu willfahren, daß sie bey ihm wohnen wolle. Im Vertrauen auf ihre schon so oft erprobte Unschuld zog sie wirklich zu ihm, kleidete sich nun wieder als ein Frauenzimmer, ging ins Hospital, suchte ihren Geliebten drey Tage vergeblich und fand ihn endlich auf einem Boden in den jämmerlichsten Umständen. Die Freude des Wiedersehens war groß. Olga war so vernünftig, ihm weiß zu machen, Bibern sey in Rußland gewesen und im Hause ihrer Eltern bekannt, damit es ihrem Bräutigam nicht auffallen mögte, daß sie bey einem fremden, etwas berüchtigten Manne wohne. Durch ihr Vorwort verschaffte sie dem Kranken bessere Pflege, doch immer unter dem Nahmen ihres Bruders. Er erholte sich bald und sollte nun mit nach Frankreich transportirt werden. Bibern erboth sich, ihn zu retten, doch nur wenn Olga seine Wünsche kröne. Sie versprach es und bath blos um Aufschub. Es war da noch ein Unteraufseher Nahmens Truter, ein guter Mensch, Olga sehr ergeben, und zufälligerweise ihrem Geliebten in Gestalt und Zügen außerordentlich ähnlich. Diesen überredete sie, seine Kleider dem Gefangenen zu leihen, und Wasili entwischte, während sie Bibern in ein verliebtes Gespräch verwickelte, auch sogar ihm einen Brief

vorzeigte, den sie nach Haus geschrieben, um die Einwilligung ihres Vaters zu einer Verbindung mit Bibern zu erhalten. Nun war der Alte außer sich vor Freude, und hatte nicht das mindeste Arg daraus, als Olga das Hospital verließ, um, ihrem Vorgeben nach, den Brief selbst nach der Post zu bringen. Statt dessen aber vereinte sie sich mit Wasili und Truter, und alle drey machten sich in einem schon bereit stehenden Miethwagen auf den Weg nach Königsberg.

Doch ach!. schon im ersten Nachtlager, 7 Meilen von Küstrin, drangen plötzlich französische Soldaten ins Zimmer, ergriffen Wasili und schleppten ihn wieder nach Küstrin, wohin sie sogleich folgte und erfuhr, daß sie dieses neue Unglück dem lauernden Biber n zu verdanken hatte. Wasili saß im Gefängniß und sollte nach einigen Tagen nach Frankreich abgeführt werden. Der Kerkermeister war ein harter Mann, aber seine Stieftochter, Luise, ein empfindsames Mädchen, das eben auch zu einer verhaßten Heirath gezwungen werden soll, verspricht Rettung, wenn man dem Gefangenen einen Strick in einer großen Pastete zuschicken wolle. Ehe jedoch diese schlaue List noch ausgeführt werden kann, hat Wasili bereits abmaschieren müssen und nur noch Mittel gefunden, seiner Olga ein Billet zu schrei-

ben, in welchem er sie bittet, sich in Geduld zu fassen und einstweilen zu ihrem Vater zurück zu kehren. Verzweiflungsvoll begiebt sie sich nach der Post, um diese Bitte zu erfüllen, trifft unterwegs den Rittmeister Dufour, wirft sich ihm zu Füssen und wird von ihm erkannt. Sobald er ihre Noth erfährt, eilt er zu seinem Gönner, dem General, und bewirkt Wasili's Befreyung. Eine Stafette wird ihm nachgesandt, doch ehe er noch eintreffen kann, erschallt bereits das Zauberwort: Friede! Friede! — das war ein groß's Glück, denn sonst hätte Wasili dennoch nach Frankreich wandern müssen, weil er sich geweigert hatte, sein Ehrenwort zu geben, in diesem Kriege nicht mehr gegen die Franzosen zu fechten. —

Nun machten die Liebenden schleunige Anstalten zu ihrer Abreise; Truter, der in der Geschwindigkeit die empfindsame Luise heirathete, begleitete sie mit seiner jungen Frau. Die ganze Gesellschaft kam glücklich nach Hause, wurde von dem betrogenen Vater auf das liebreichste empfangen und alle erhuben sich nach der Poststation, wo Olga ihre Vermählung zu feyern beschlossen hatte. Hier dankte sie dem Himmel, der sie sowohl aus den Armen des Quartiermeisters als aus der Bettdecke des lustigen Ludwig errettet hatte, ver-

gaß die Schenkelwunde des jungen französischen Officiers, sprach von alle dem lieber kein Wort, weil dergleichen Geschichtchen einem Bräutigam doch eben nicht erfreulich sind, und sank mit der holden Schaam eines Neulings an den arglosen Busen ihres Wasili. —

Ich füge nur noch hinzu, daß diese angeblich wahre Geschichte in zwey ziemlich dicke Bände ausgesponnen ist.

Digitized by Google

Worauf kommts an?

Die folgenden Gedanken sind von Marivaux. Sie könnten übrigens in jedem Jahrhundert jedem Beobachter sich aufgedrängt haben. — Ich habe, sagt er, mich lange damit belustigt, dem Pöbel zuzuschauen, der die Triumphbogen angafft, und die Art, wie er das thut, läßt mich vermuthen, daß seine Bewunderung nicht eigentlich dem Schönen gilt, sondern den mehr oder minder wichtigen Begebenheiten, welche die Ausstellung des Schönen veranlaßt haben und es der Einbildungskraft vorrühmen. Ich hörte von allen Seiten: o wie schön! und wenn ich im Geiste des Pöbels nach dem eigentlichen Grunde dieser Exclamation forschte, so hieß es wie folgt: „He! siehst du die Menge Menschen? sie erwarten die Ankunft der Infantin (der königlichen Braut). Alles, was wir sehen, ist um ihretwillen da, folglich muß es wohl sehr schön seyn: o es ist gewaltig schön!“

Nun

Nun ja, diese Triumphbogen waren wirklich schön; aber im Geiste des Pöbels — o da fehlt wohl manchem Aushängeschilde einer gemeinen Schenke nichts weiter, um für ein Meisterstück zu gelten, als daß es bey irgend einer wichtigen Begebenheit ausgestellt würde.

Gemählde des Raphael! — sagte ich zu mir selbst — wenn ihr an der Stelle solcher Aushängeschilde hinget, so fürchte ich sehr, die Kunstliebhaber würden euch auch für weiter nichts nehmen; ich will des Todes seyn, wenn sie, euch erblickend, auf den Einfall kämen, daß ihr von Raphael seyd. Ach! wie viele schlechte Gemählde giebt es unter euch, die ein Zufall, eine eingebildete Kunstkennerey euch zugesellt hat! wie manche eurer ächten Brüder hingegen hat man verschmäht, weil sie zu spät oder bey einer ungünstigen Gelegenheit erschienen sind! —

Wahrhaftig! ausgenommen, daß wir leben und denken, sind wir unter und für einander nichts als solche Gemählde, wenigstens haben wir gleiche Schicksale. Hier ist ein Raphael, ein köstliches Bild; ich meine, ein Mensch voll Geist und Talent; wenn aber Zufall oder Geburt ihm einen schlechten Platz angewiesen haben, so ists um ihn geschehn. Wir sehen und hören ihn täglich und täuschen uns doch in dem Urtheil über ihn, weil kein äußeres Zeichen uns verkündet,

was er werth ist. Wir sehen nur in ihm ein Aushängeschild vor einem schlechten Wirthshause.

Ein Anderer hingegen ist eine wahre Sudeley, aber umringt von Gaffern, die große Verdienste in ihm entdecken. Ist er schwerfällig, spricht er wenig; so sagen sie, er sey kalt oder tiefdenkend. Schwatzt er viel und schlecht, so nennen sie ihn lebhaft, angenehm. Sind sie Dummköpfe? — o nein! es sind oft geistreiche Männer, und sie glauben sogar was sie sagen; vielleicht hat es sie Mühe gekostet, sich selbst davon zu überreden; aber der Mann steht nun einmahl in großem Ansehn, ist gewaltig reich, das verscheucht jeden Zweifel. Sie werden Euch sehr gern zugestehn, daß sie ihn nicht gleich für das gehalten haben, was er ist, und Ihr werdet sie Schmeichler schelten — aber sie sind es keinesweges; sie können sich nicht einmahl diese Ehre anmaßen, sondern meinen es ganz ehrlich und halten sich selbst zum Narren; ihr Geist liegt in den Fesseln des Eigennutzes. Ja, der Eigennutz spielt den klügsten Leuten solche Streiche und macht sie glauben, daß eine schöne Equipage, eine Menge Bediente, eine gute Tafel so viel sind, als Witz und Verstand.

Digitized by Google

Getreuer Auszug aus Merkels Skizzen erstes Heft.

Herr Merkel war Hofmeister in Liefland, wurde von einer patriotischen Idee ergriffen, zog Niemanden zu Rathe, brach seine Verbindungen plötzlich ab und ging nach Deutschland, wo er Niemanden kannte. Das machte ihn etwas ängstlich, aber er hörte einen Finken schlagen, nickte ihm zu und bestellte sich ein Frühstück. In Leipzig suchte er eine Dame auf, an die er eine Empfehlung hatte, sah sie aber nicht gleich, denn sie war krank. Er ließ ihr sagen, wo er wohne und ging spazieren. Sie ließ ihn auf den andern Mittag zum Essen bitten und zwar durch einen Menschen, den er für einen Bedienten hielt; es war aber Seume, und da umarmte er ihn, machte auch bisweilen Reisen von 10 bis 20 Meilen, um ein paar Tage mit ihm zu leben. Seume hatte einen großen Backenbart und trug auch eine große Mütze; Weisse hingegen eine zierlich frisirte Perücke und einen vermuthlich sei-

denen Schlafrock und steife Manschetten und war dick und hatte ein hübsches Gesicht, aber es sagte nichts. Jedermann rühmte ihn als einen wackern Mann, aber der (todte) Engel hat einmahl den Kopf geschüttelt und gemeint, Weisse sey versteckt und hämisch.

Herr Merkel ließ sich als studiosus medicinae einschreiben, fand aber bald, daß das Hirn Deutschlands am Schlagflusse leide, zumahl da ihm ein Buchhändler für sein mitgebrachtes Manuscript nur Einen Ducaten für den Bogen bot, und folglich nur 23 für das ganze Buch. Aber es machte Lärm und da baten ihn die Buchhändler zu Gaste; die Leipziger Dichter betrachteten ihn wie die Schooshündchen einen Wolf, und die alten Herren sahen ihn an als wollten sie sagen: ey sieh doch! (gerade so wie Herr Merkel auch noch jetzt angesehn wird.) Auch erhielt er nun viele Besuche von Neugierigen, die ihn sehn wollten. Aber er machte sich nichts daraus, sondern reiste nach Jena und miethete sich ein Studenten-Stübchen. Loder bat ihn zu Gaste, da sah er auch Göthe und Humbold, stand in dem Kreise, welcher Göthe'n huldigend umgab, zog sich aber schon nach einigen Minuten aus diesem Kreise zurück und suchte Göthe'n weder an diesem Abend noch in den drey folgenden Jahren wieder nahe zu kommen, weil die allgemeine Stim-

me in Weimar über Göthe ihn nicht dazu aufmunterte. — Schiller lud ihn sehr gütig ein, er ging aber nicht zu ihm, bis er im Begriff war, Jena zu verlassen. Nun aber ging er zu ihm und zwar in seinen Garten, und war eine halbe Stunde bey ihm. Nachher kam er nur selten von Weimar nach Jena und hatte nicht Zeit Schiller zu besuchen. Noch später kam Schiller nach Berlin, war aber böse auf Herrn Merkel, weil dieser seine Braut von Messina nicht gelobt hatte. Herr Merkel wußte aber doch, daß Schiller ganz insgeheim eine Pension von dem dänischen Grafen Schimmelmann empfing, und außer Herrn Merkel wußten das kaum vier Personen in Deutschland; ihm hatte es aber auch die Frau Gräfin Schimmelmann selbst gesagt (wo ich nicht irre, fügt er hinzu, es könne es ihm also auch wohl jemand anders gesagt haben.). — Herder wohnte zwey Treppen hoch in einem sehr einfach möblirten Zimmer und war nicht sehr dick. Er nahm Herrn Merkel sehr gütig auf und machte ihm sogar Komplimente. Er stellte ihn auch seiner Frau vor, und sagte: auf seiner Stirn stehe das Gegentheil von der Devise des Prinzen von Wales, ich diene nicht. Madame Herder gab ihm mütterliche Ermahnungen, aber Herder sagte: „laß ihn gehn! er bleibt nun einmahl so

und das ist recht gut." (Schade, daß, außer Herder, Niemand das gesagt hat.)

An einem schönen Sommertage fuhr Herr Merkel auch mit Herder und seiner Familie spazieren und trank mit ihr Thee im Grase, zu welchem Thee ein Bedienter das Wasser kochte und zwar in einer Niederung. Damahls rauchte er auch mit Herder eine Pfeife Taback. — Fichte's Bekanntschaft suchte Herr Merkel nicht und Schelling ging er aus dem Wege. Aber Schelling wollte ein Buch gegen Herder drucken lassen, und da rief die Herdern: helfen Sie! helfen Sie, wenn Sie können! — und Herr Merkel konnte helfen. Er ließ nemlich einen Wagen kommen und fuhr nach Jena zu Schelling, der einen sehr gedrungenen Körperbau hat, übrigens aber von mittlerer Größe ist und ein stark knochigtes Gesicht hat. Schelling versprach ihm, nicht gegen Herder zu schreiben, und nun kehrte Herr Merkel in den Gasthof zurück, wo er seinen Wagen schon wieder angespannt fand, und folglich wieder nach Weimar fuhr, wo er eine Stunde früher ankam, als man ihn erwartet hatte. Madame Herder stand aber auch schon am Fenster und hatte eine große Freude. — Jean Paul gefiel Herrn Merkel gar nicht, deswegen will er uns auch nicht sagen, wie er aussah. Herder soll oft über ihn gelacht haben. Herr Merkel reiste

einmahl mit ihm nach Gotha, da stieg Jean Paul unterwegs oft aus, um hinter dem Wagen aufzuschreiben, was Herr Merkel im Wagen gesagt hatte. Aber Eins schrieb er nicht auf, nemlich: daß er ein liebe sieches Kanarienweibchen sey, das täglich zu Neste trage, aber kein lebensfähiges Ey zu legen vermöge, weil ihm das Hähnchen fehle, nemlich das Kunsttalent. — Lafontaine ist von ungeheurer Corpulenz, weint selbst, indem er die Leiden seiner Liebenden schildert, kann sie aber, trotz den Bitten seiner Frau, noch nicht glücklich machen, weil er noch beym ersten Bande ist.

In Berlin war Herr Merkel 1801 verstimmt. Abends ging er zu Engel und blieb da von 5 bis 12 Uhr, und ihm, nehmlich Herrn Merkel, verdankt das Publikum gewissermaßen den Lorenz Stark. — Falk war ein junger, schöner Mann, der gleich bey der ersten Bekanntschaft Herrn Merkel seinen Lebensplan mittheilte, nemlich daß er heirathen und nach Weimar ziehen wolle. Beydes geschah auch, und Herr Merkel sah nachher in Weimar seine junge Frau. — Kotzebue's Schwester kam von Bremen nach Weimar und bath Herrn Merkel dringend, mit ihr nach Jena zu fahren, um ihren Bruder zu besuchen. Das geschah, und Er brachte dort einen recht angenehmen Tag zu. Aber die

Verschiedenheit zwischen Kotzebue's Character und dem seinigen war zu groß — (Ja, Gott sey Dank!) — als daß ein näherer Umgang hätte entstehen können. Hingegen erwies er Falk einen nicht unwichtigen Dienst bey einer Streitigkeit und recensirte ihn nachher mit freundschaftlicher Wärme. — —

Das ist fürwahr Alles, was man in diesem Ersten Hefte von Herrn Merkel und dessen litterarischen Bekanntschaften erfährt; alles übrige sind blos absprechende Urtheile in seiner gewöhnlichen Manier. In der Vorrede sagt er selbst: daß er sich über manche zarte Rücksichten hinweg gesetzt habe, die ihm sonst heilig gewesen wären. (Wann war dieses sonst? oder wann wird es seyn?)

Nach der Erzählung, daß er in Travemünde einen Finken schlagen gehört und sich wohlgemuth ein Frühstück im Wirthshause bestellt, wirft er die Frage auf: „Kennen meine Leser mich jetzt? — Die Psychologen unter ihnen gewiß." — Man kann versichern, daß Jeder, der diesen Heft durchgelesen hat, Herrn Merkel vollkommen kennt, er sey Psycholog oder nicht.

Digitized by Google

Die Nachbarschaft bey der Tafel.

(Nach dem Französischen.)

Die meisten reichen Leute bilden sich ein, um bey ihren Schmausereyen für einen guten Wirth zu gelten, sey es schon genug, die Tafel mit Leckerbissen und köstlichen Weinen zu beladen; ob aber diese Leckerbissen auch mit Wohlbehagen verzehrt werden, darum bekümmern sie sich nicht.

Neulich war ich bey M**, der für einen trefflichen Wirth gilt. Der Gäste waren 25, und wenigstens 40 hätten satt werden mögen. In mehreren Gängen wurde aufgetragen, und Weine gab es von Tailleur, Pasteten von Rouget, Confect von Georges, Eis von Mosunier, Liqueurs von Lemoine, ungekochten Caffee vom Caffeehaus der Fremden. Alles im Ueberfluß. Dabey war man gut bedient; das Auge des Wirths schweifte unermüdet umher, ließ keinen Teller, kein Glas leer; alles war heiß, warm oder kalt, wie es seyn mußte, auch die Wahl

der Gäste verständig, lauter Leute von Verdienst, von Geist, von Ruf; und doch — hab' ich in meinem Leben keinem langweiligern Diner beygewohnt. Warum? — Von allen fünf und zwanzig Gästen kannte keiner den andern. Freylich lernt man an einer guten Tafel einander bald kennen, aber — es kommt auf den Platz an, den man einnimmt. Der Wirth kannte uns alle, er hätte uns also die Plätze verständig anweisen sollen; darum bekümmerte er sich aber nicht, sondern überließ es dem Zufall, und dieser war uns verzweifelt ungünstig.

Es gab unter uns Banquiers, Officiere, Schriftsteller, Landprediger, Künstler, obrigkeitliche Personen, Schauspieler, Dichter u. s. w., folglich konnte die Unterhaltung sehr angenehm werden, nur nicht allgemein, weil wir zu zahlreich waren. Nun saß aber ein Prediger neben einem Dichter, ein Kaufmann neben einem Schriftsteller, ein Officier neben einem Banquier u. s. w. Jeder versuchte, mit seinem Nachbar ein Gespräch anzuspinnen, schwieg aber bald, weil keiner des andern Sprache verstand. Der Dichter wollte von seinen neuesten Lustspielen sprechen, der Landgeistliche von seiner letzten Fastenpredigt. Der Schriftsteller fragte den Kaufmann, ob er die neueste Ausgabe vom Dictionnaire der Academie kenne? und der Kaufmann klagte über

Digitized by Google

die Sperre der Colonialwaaren. Der Richter wollte dem Officier einen Criminalfall vortragen und dieser die Schlacht bey Austerlitz entwickeln. In kurzem schwiegen alle und man hörte nur das Geklapper der Teller.

Der Wirth wurde verlegen. Er zog mich nach der Tafel ans Fenster, und konnte nicht begreifen, warum es so still zugegangen? Künftig," sagte ich, „ahmen Sie eine treffliche Gewohnheit nach, die in manchen Städten und Häusern beobachtet wird. Man schreibt die Nahmen der sämmtlichen Gäste auf kleine Zettel, die man auf die Servietten vertheilt, und zwar so, daß der Dichter neben den Schauspieler, der Banquier neben den Kaufmann, der Prediger neben den Richter, der Officier neben eine hübsche Dame (wenn Eine da ist) zu sitzen kommt u. s. w. Dann wird ein jeder in der Unterhaltung seines Nachbars die eigentliche Würze der Speisen finden."

Digitized by Google

Eine Ausnahme.

Wenn den Verehrern des schönen Geschlechts — unter die ich seit meinem siebenten Jahre mich zähle — die folgende, leider wahrhafte Begebenheit schmerzlich ist, so mögen sie mit dem Gedanken sich trösten: es ist nur eine Ausnahme. Auch unter den schönsten Früchten bleiben nicht alle vom Wurme verschont.

Rodrigo, ein braver Spanier, vermählte sich aus Liebe mit einem armen schönen Mädchen, sie hieß Blanca. Er schmeichelte sich, von ihr wieder geliebt zu werden und alle seine Freunde glaubten es, da sie täglich Zeugen ihrer Zärtlichkeit waren; und sie selbst glaubte es, da ein Frauenzimmer eigentlich immer liebt, nur oft nicht weiß was und daher sich einbildet, den nächsten Gegenstand zu lieben.

Nach einiger Zeit fiel dem Spanier eine Erbschaft in Neapel zu. Um diese zu heben, mußte er selbst dahin. Sollte Blanca ihn allein rei-

en lassen? das schien ihr ebenso unmöglich als ihm, sich von ihr zu trennen. Sie schifften sich also miteinander ein, doch kaum waren sie einige Tage in See, als das Unglück sie traf, von einem Algierer gekapert zu werden. Nur ein Trost blieb ihnen in der Sklaverey, sie wurden nicht getrennt, sondern beyde an Einen Herrn verkauft. Als dieser ihre wechselseitige Zärtlichkeit gewahrte, enthielt er sich aller Angriffe auf Blanca's eheliche Treue, nicht aus zarter Schonung, sondern aus Gewinnsucht, um von dem reichen Spanier ein höheres Lösegeld zu erpressen. Rodrigo schrieb Briefe über Briefe an seine nächsten Verwandten, mit dem Auftrage, Alles zu verkaufen, was er besitze, und das Geld zu übermachen, damit er seine geliebte Blanca befreyen könne. Aber jene Verwandten, seine nächsten Erben, eilten keinesweges, seinen Auftrag zu vollziehen, und hätten gern gesehn, daß er in der Sklaverey gestorben wäre. Davon ahndete der ehrliche Rodrigo nichts. Während er mit seiner Gattin ängstlich der Erlösung harrte, lernten sie einen französischen Renegaten kennen, einen muntern, wohlgebildeten Mann, der ihr Freund wurde, und ihnen tausend kleine Dienste erwies. Er war der Erste, der den Spanier auf die Vermuthung brachte, daß seine Verwandten nicht rechtlich mit ihm umgingen, und

ihm den Rath gab, selbst überzuschiffen, um seine Besitzungen zu verkaufen und dann mit dem Gelde seinen größten Schatz wieder einzulösen. Rodrigo stellte seinem Herrn die Sache vor, und dieser, im Vertrauen auf die Redlichkeit und Liebe seines Gefangenen, ertheilte ihm die Erlaubniß, nach Spanien zu gehn, während er Blanca als Unterpfand zurück behielt. Unter heißen Thränenströmen trennte sich das liebende Paar. Rodrigo flog in seine Heymath, machte Alles zu Gelde, was er besaß, und kehrte nach einigen Monathen mit der frohen Aussicht zurück, seine Blanca zu lösen und mit ihr, zwar verarmt, doch immer noch reich durch ihren Besitz, im freyen Vaterlande zu leben.

Es war Abend, als er anlangte, mit einem Koffer, der alle seine Reichthümer enthielt. Blanca empfing ihn mit der größten Zärtlichkeit. Er wollte auf der Stelle ihrem Herrn das Lösegeld bezahlen. Sie überredete ihn, es bis zum andern Morgen zu verschieben und jetzt in ihren Armen auszuruhn.

Süß entschlummerte der Müde, süß erwachte er am Morgen, sein erster Gedanke war die Freyheit seiner Blanca. Allein vergebens sah er sich nach ihr um. Sie war in der Nacht mit dem Renegaten entflohen, und hatte seinen

Koffer mitgenommen. Rodrigo blieb als Sklave zurück. Der Himmel erbarmte sich seiner. Nicht seine Ketten, sondern die schändliche Treulosigkeit der Geliebten drückte ihn bald ins Grab.

Digitized by Google

Bruchstücke von Addisson.

Der Ehrenpunct.

Worauf beruht er bey den Männern? — auf ihrem Muthe. Bey den Weibern? — auf der Keuschheit. Und warum? — es kann wohl keinen andern Grund davon geben, als das Verlangen beyder Geschlechter, einander zu gefallen; denn der Muth ist in den Augen des Weibes, die Keuschheit in den Augen des Mannes die vorzüglichste Tugend. Man kann aber das Warum noch öfter wiederholen. Warum schätzen die Weiber den männlichen Muth so hoch? — entweder weil es ihnen schmeichelt, denjenigen, der Andern ein Schrecken ist, als Sclaven zu ihren Füssen zu sehen; oder weil sie den Muth als Schutzwehr für ihre eigene Schwäche betrachten; oder bisweilen auch wohl, weil er das natürliche Kennzeichen einer starken, kräftigen Leibesbeschaffenheit ist. — Warum ist den Männern die

weib-

weibliche Keuschheit so werth? — entweder weil der Besitz eines keuschen Weibes schwerer zu erringen ist; oder weil nur Keuschheit die Treue verbürgt; oder weil man voraussetzt, daß Herzensreinheit, Wahrhaftigkeit, Beständigkeit ihre Gefährtinnen sind, worin man doch gar oft irrt.

Die größte Beleidigung für einen Mann ist: wenn man ihn Lügen straft. Daß er ausschweifend lebe, fluche, sich betrinke u. s. w., alle diese Vorwürfe läßt er eher hingehen, aber man sage ihm, selbst im Scherz, er habe gelogen, so muß der Schimpf mit Blut abgewaschen werden. Warum? — weil es kein Laster giebt, dem die Feigherzigkeit so anklebt, als das Lügen. Herodot erzählt von den alten Persern, daß sie ihre Söhne, vom fünften Jahre bis zum zwanzigsten, nichts weiter lehrten, als reiten, mit dem Bogen schießen und die Wahrheit sagen. Es ist nicht unmöglich, daß ein Mann, der sich bey irgend einer Gelegenheit entehrt hat, seine Ehre durch Großthaten wieder erlange; doch ein einziger Fehltritt, den ein Weib sich erlaubt, entehrt es auf immer.

Oeffentlicher Tadel ist eine Abgabe, die der Mann von seinen Verdiensten an das Publicum zahlt. Sich ihm entziehen zu wollen, ist des großen Mannes Thorheit, empfindlich dagegen zu werden, seine Schwachheit. Die berühm-

testen Männer aller Jahrhunderte haben ihn erfahren. Der einzige Schutz dagegen ist ein Leben in der Dunkelheit.

Die Sucht, einen ausgezeichneten Mann herab zu setzen, würde wenig Unheil stiften, wenn nur die Schmeicheley ihn nicht eben so hastig verfolgte. Denn ein großer Mann wird nie mit gleichgültigen Augen betrachtet; immer seha seine Zeitgenossen in ihm einen Freund oder einen Feind. Darum lernt auch nur die Nachwelt seinen wahren Charakter kennen. Wir dürfen jetzt Cäsar einen großen Mann nennen, ohne den Ruhm des Pompejus dadurch zu vermindern, und wir dürfen Cato's Tugenden rühmen, ohne die des Cäsar zu verdunkeln.

Nach Newtons Berechnung kam der Komet von 1680 der Sonne so nahe, daß, wenn er von Eisen gewesen wäre, er 2000mahl erhitzter geworden seyn würde, als ein glühendes Eisen, und kaum 50000 Jahre hingereicht hätten, um ihn abzukühlen. Eine eben solche Gährung ist jetzt (Addisson spricht von seiner Zeit) in der politischen Welt, die so erhitzt ist, daß sie wenigstens 300 Jahre zu ihrer Abkühlung brauchen wird.

Digitized by Google

Partheywuth.

Als ich neulich mit meinem Freunde, Sir Roger, über diesen Gegenstand sprach, erzählte er mir, was ihm in seiner Jugend widerfuhr, da eben zwischen den Royalisten und den Anhängern des Parlaments die Flamme am heftigsten loderte. Er hatte ein Geschäft in der Sanct Annenstraße und fragte einen Menschen, der ihm begegnete, um den Weg dahin. „Du papistischer Hund!" antwortete ihm dieser, „wer hat denn die Anne zur Heiligen gemacht?"

Roger ging weiter, und, um nicht zum zweytenmahl so anzulaufen, bath er einen Andern, ihm den Weg nach der Annenstraße zu zeigen. „Du hundischer Ketzer!" fuhr dieser ihn an, „Anne war eine Heilige, ehe du gebohren wurdest, und wird es auch noch seyn, wenn du schon längst gehangen bist."

Nicht allein für Sitten und Moral ist Partheywuth verderblich, sondern sie unterjocht auch den Verstand. Die elendeste Broschüre wird gepriesen, wenn der Verfasser unsern politischen Glauben hat; denkt er aber anders wie wir, so mag er das Vortrefflichste schreiben, es wird geringschätzig aufgenommen. In diesem Falle gleicht der verdienstvolle Mann einem Stocke, den wir durch Wasser betrachten, er scheint uns krumm.

Jeder Staat hat gewisse Epochen, wo diese Pest in seinem Innern wüthet. Aber wehe dem rechtlichen Manne, der zu einer solchen Zeit gebohren wird! es ist das größte Unglück was ihm widerfahren kann. — Die Spanier haben ein Sprüchwort: „wenn es in der Welt weder Narren noch Schelme gäbe, so wären wir Alle einig."

Genie.

Mit diesem Titel beehrt man oft den kleinsten Sonnettenkrämer. Es giebt keinen elenden Odendichter, der nicht seine Bewunderer hätte, die ihn ein großes Genie nennen, und erhebt er sich vollends bis zur Tragödie, so ist er ein sublimes Genie. Nur sehr wenige große Genies erregen allgemeine Bewunderung, durch Werke, die sie blos ihrem Talent, ohne Hülfe der Künste und Wissenschaften, verdanken. Freylich können sie Unregelmäßigkeiten nicht vermeiden, hingegen bleiben sie frey von Nachahmung, die auch dem größten Genie anklebt, wenn es das Gebiet der Künste und Wissenschaften durchstreifte. Darum hat Virgil nie den Homer erreicht, und es giebt Stellen in der Bibel, in welchen Homer weit übertroffen wird. Nur darf unsere gebildete Zartheit sich nicht daran stoßen, wenn Salomo die Nase seiner Geliebten mit einem Thur-

Digitized by Google

me auf Libanon vergleicht, der gegen Damask schaut; oder Homer einen seiner Helden mit einem Esel im Haberfelde, der, von Buben geneckt, keinen Schritt weicht; und einen andern, der nach Rache dürstet, mit einem Stück Fleisch, das auf Kohlen gebraten wird.

Es gibt eine zweyte Gattung von großen Genies — eine zweyte, aber darum nicht untergeordnete — die sich nach den Regeln der Kunst gebildet, ihren eigenen Talenten Schranken gezogen haben. Solche waren bey den Griechen Plato und Aristoteles; bey den Römern Virgil und Cicero, bey den Engländern Milton und Bacon. In der ersten Classe gleicht das Genie einem fruchtbaren Boden, der, unter einem glücklichen Himmelsstrich, majestätische Wälder erzeugt, in der zweyten demselben Boden, durch die Hand des Gärtners bearbeitet.

Glück und Unglück.

Es ist eine traurige, aber wahre Bemerkung, daß, wenn alles, was man auf der Welt Glück zu nennen pflegt, über einen einzigen Menschen ausgegossen wäre, dieser Mensch sich doch nur mäßig glücklich fühlen würde. Wäre hingegen alles Unglück auf Einem Haupte vereinigt, so würde der, der dieses Haupt trüge, das bejammernswertheste Geschöpf seyn.

Digitized by Google

Kleine Betrachtungen.

Obgleich ein Mensch, der gern Böses von den Leuten spricht, selbst für boshaft gilt, so kann er diesen Ruf doch ziemlich vermeiden, wenn er sich mit seiner Stachelzunge blos an verdienstvolle Männer hängt; denn Erstens wird er dann überhaupt nur von Wenigen Böses reden, und zweytens findet er dann immer Leute, die ihm gern zuhören. —

Man pflegt nicht allein dumme, sondern auch wohl schlechte Streiche oft durch die sogenannte gute Absicht zu entschuldigen; aber warum wagen es denn so viele ungeschickte Leute, Absichten zu haben? —

Es ist eine böse Gewohnheit, über alle Leute, die man kennt, ein Urtheil zu fällen; aber noch weit schlimmer, und fast auch häufiger, ist die, über Leute zu urtheilen, die man nicht kennt. —

Digitized by Google

Studiere den Menschen! diese Ermahnung hört man oft, aber wehe dem, der sie befolgt! —

Eines Werkes Mängel aufzufinden, ist weit minder schwer, als dessen Schönheiten zu fühlen. —

Es giebt wenig Menschen, die den Muth haben, glücklich zu seyn, weil ihnen die Kraft mangelt, sich über die elendesten Vorurtheile hinweg zu setzen. Den Meisten scheint blos daran gelegen, für glücklich gehalten zu werden. —

Ein Mann, welcher denkt, und seine Gedanken stark ausdrückt, ist von Rechtswegen kleinen Geistern ein Greuel. —

Viele machen den Versuch zu lernen und bringen ihr Leben damit zu; aber daß sie unfähig sind zu lernen, das lernen sie nie. —

Der Schwache fürchtet die öffentliche Meinung, der Thor trotzt ihr, der Weise beurtheilt sie. —

Es giebt keinen geistreichen Mann, der sich rühmen dürfte in einer Gesellschaft den Ton anzugeben, oder auch nur angehört zu werden, wenn ein einziger Narr darunter ist. —

Man wirft geistreichen Menschen bisweilen vor, daß sie hochmüthig wären, allein fürwahr! die Dummen sind es weit mehr. Jene äußern bisweilen Geringschätzung, wenn sie etwas bes-

ser verstehn, diese, wenn sie es nicht verstehn. —

Der Geschmack hat Regeln, die der Mann von Geschmack nicht verletzt, er möge sie kennen oder nicht. —

Digitized by Google

Pope's Epistel über die Weiber, an Mylady ***.

Sie sagten mir einst, Mylady, daß die Weiber fast nie Character zeigen. Sehr wahr! Man kann von Einem und demselben Frauenzimmer tausend verschiedene Gemählde entwerfen, und Alle werden ihr gleichen. Stolz und anmaßend am Hofe, einfach und sanft auf dem Lande, heute ihrem Gatten und allen Pflichten treu, morgen jeder Laune folgend; jetzt mit zerstreutem Haar, Hände und Blick zum Himmel erhoben, durch Thränen rührend; dann wieder mit fröhlichem Antlitz, durch Putz und Grazie geschmückt, die Saiten der Laute mit leichter Hand durchlaufend; betrübt ohne Grund, getröstet ohne Ursach, Freude und Kummer ein Werk der Laune. Ist auch ein so wunderlicher Gegenstand meiner Anstrengung, ihn zu schildern, würdig? —

Digitized by Google

Wohlan es sey. Spannt die Leinwand aus, mischt die Farben. Wir wollen diese flüchtige Lufterscheinung mit unsern Blicken verfolgen; wir wollen sie mahlen, während sie noch in ihrer ganzen Schönheit flammt. Aber schon ist der Augenblick vorüber, sie ist nicht mehr dieselbe. Rufa, die, glänzend geschmückt, Aller Blicke auf sich ziehend, im Park lustwandelt, ist eben so verschieden von jener Rufa, die den Locke studiert, als wiederum Sapho von ihr verschieden ist, man möge die letztere vor oder nach ihrer Toilette beschauen. Sapho gleicht dem Insect, das am Morgen aus der häßlichen Puppe hervorschlüpft und mit glänzenden Flügeln bis zum Abend herumschwirrt.

Ich bewundere die Sanftmuth der Silia, die nie eine Höflichkeitspflicht verletzt, im Umgange behaglich ist, Anderer Fehler entschuldigt, Irrende gern zurecht weist. Sie war es, die Calistens Betragen rechtfertigte, sie war es, die den guten Simplicius zu Rathe zog. Diese Güte, diese Sanftmuth verwandeln sich plötzlich in Wuth. Ihr staunt? Ihr fragt warum? tadelt nicht vorschnell. Mäßigkeit ist ohne Zweifel eine von Silia's Tugenden. Sollte sie sich erlauben bey der Tafel zu schwelgen? einst vielleicht wird ihr Zorn und die glühende Röthe ihres Gesichts Euch enträthselt werden.

Papilia, seit kurzem mit ihrem Geliebten vermählt, scheint nur ihn, die Einsamkeit und den Schatten der Bäume zu lieben, unter welchen sie mit ihm lustwandelt; am andern Morgen verabscheuet sie ihn und die Einsamkeit.

Gleichwie die Blumen durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben gefallen, eben so liegt der größte Theil der Reize des schönen Geschlechts im ewigen Wechsel des weiblichen Characters. Gute und böse Eigenschaften wissen die Weiber in so mancherley Abstuffungen zu gesellen, daß sie eben durch diese künstliche Zusammenstellung Wohlgefallen erregen. Callipsa, liebenswürdig in ihren Fehlern und schlau in ihren Schwachheiten, besiegt ohne Verdienst die Herzen. Sie ist nicht tugendhaft, aber sie wird geachtet; sie ist nicht schön, aber sie wird angebetet. Sie verdankt ihre Eroberungen blos der boshaften Kunst ihrer Zunge und ihren Augen. Sie besitzt mehr Annehmlichkeit als Geist, mehr Geist als gesunde Vernunft. Fröhlichkeit belebt ihren Anstand, Lebhaftigkeit macht ihre Launen mannichfaltig und ein, ich weiß nicht was, ersetzt ihr die Schönheit. Witzige Einfälle gelten ihr für geistreiche. Sie ist beynahe häßlich und beynahe närrisch, dennoch bezaubert sie durch denselben Character, der uns bey andern zurückstoßen würde.

Narcilla ist das beste Weib von der Welt. Bisweilen affectirt sie Härte und würde diese gern bis zur Barbarey treiben. Immer jagt sie nach Vergnügen, obgleich oft ihre Launen, die sie für Grundsätze hält, sie daran hindern. In ihrem Temperamente liegen ihre Fehler, ihre Unbeständigkeit, ihre Gewissensbisse. Heute bietet sie alle ihre Reize, Künste und Geld auf, um eine Eroberung zu machen, morgen widmet sie sich ganz der Wohlthätigkeit und verschwendet Allmosen, ohne zu wissen warum. Einen Augenblick nachher spricht sie mit Geringschätzung von der Herzensgüte, uneingedenk, daß diese allein sie erträglich macht. Sie beleidigt Jedermann und will doch geliebt seyn. Eine Sklavin des Vergnügens und der Ehrsucht, wirft sie ein frommes Buch weg, um ein galantes Abentheuer zu bestehen, und setzt sich dann ganz gelassen wieder zu ihrem frommen Buche. Bald betend, bald ausschweifend wird sie von der Leidenschaft beherrscht; die Religion ist ihr ein Zeitvertreib, sie weiß Alles zu vereinigen, ist wechselsweise Atheistin und Christin, nicht aus Grundsätzen, sondern weil es ihr so einfällt.

Flavia ist geistreich und liebt das Vergnügen noch mehr, aber ihre Begriffe sind allzuverfeinert. Immer macht sie sich lustig über die lächerlichen Bedürfnisse unsers irdischen Lebens.

Digitized by Google

Das Einzige, was sie begehrt — nicht von Gott, an den sie nicht glaubt — sondern vom Schicksal, ist: leben und genießen; dabey ist sie stets bereit, durch Gift und Dolch von den Mühseligkeiten dieses Lebens sich zu befreyen. Woher dieser Contrast? sollte ihr Geliebter ihr untreu geworden seyn? oder sollte sie gar das Unglück haben, von ihrem Manne geliebt zu werden? Die aufgeklärte Thörin schöpft ihren Kummer aus der Quelle des Vergnügens. Sie ist zu geistreich, um Gefühl zu haben, zu lebhaft, um sich zu unterrichten, sie denkt zu viel, um Anderer Meynungen gelten zu lassen; sie liebt das Leben, sie mögte es gern benutzen; aber zu schwierig in den Mitteln dazu, stirbt sie ohne gelebt zu haben und indem sie die Kunst zu leben noch immer suchte.

Werfen wir unsere Blicke auf minder glänzende, doch nicht minder der Neugier werthe Gegenstände. Betrachtet Simeons alberne Gattin; sie ist gefällig aus Schwäche, halsstarrig aus Laune.

Jene andere bekennt ihre Fehler und bessert sie nie, und meynt, die Anhänglichkeit an ihre Freunde müsse alle Tugenden ersetzen, die ihr fehlen. — Eine dritte ist verständig nach Grundsätzen, wird strafbar ohne Leidenschaften, nimmt Eindrücke an von Allen, die sich ihr nähern, wechselt ihre Systeme mit eben der Leichtigkeit,

mit welcher ihr Geschlecht die Moden wechselt. — Eine vierte springt ohne allen Grund vom Kummer zur Freude, von der Freude zum Kummer über, und lebt in ewigem Kampfe mit den beyden Feinden ihres Geschlechts, der Zeit und der Vernunft.

Weiber und Narren sind allzuschwer zu entziffern; verwirrender als der Mangel an Ideen ist der Ueberfluß. Nur eine sehr geschickte, sichere Hand kann solche Gegenstände mahlen. Einige Pinselstriche auf gut Glück, eine Mischung von Licht und Schatten, einfache aber kühne Züge reichen hin. Mit welchen Farben soll man ein Chameleon mahlen, das in jedem Augenblicke seine Farbe wechselt? —

Im öffentlichen Leben erkennt man den Mann, im Privatleben die Frau. Unsere Talente bedürfen des hellen Lichts, die Eurigen glänzen am schönsten in der Dämmerung. Ihr seyd geschaffen, um ungekannt zu bleiben, darum werdet Ihr mit der Kunst Euch zu verstellen geboh-ren. In der großen Welt, in die Ihr Euch verirrt, seyd Ihr am wenigsten gekannt. Euch beurtheilend unterscheidet man nicht die Ehre vom Stolze, die Sanftmuth von der Schwäche, das Laster von der Tugend. Die mannichfaltigsten Leidenschaften quälen den Mann; das Weib kennt deren nur zwey: Liebe zum Vergnügen

und Herrschsucht. (?) Beyde hat die Natur eingeflößt, unsere Erziehung vermehrt die Erstere auf Kosten der Letztern. Kann Vergnügen ein Verbrechen seyn? sagen wir, und gehen von der Wollust zu Geschäften über, von der Liebe zum Ehrgeiz, vom Ehrgeiz zur Liebe. Euch hingegen fesselt unsere erste Wahl. Man sieht bisweilen Männer, die, ihrer Größe müde, Ruhe in der Einsamkeit suchen; aber ein Weib, welches herrscht, will immer herrschen, doch nur seiner Schönheit die Herrschaft verdanken. Von der Sucht nach Eroberungen wird es in der Jugend so besessen, daß es auch die schlechteste nicht verschmäht. In der Ferne und im Geräusch sucht es Glück und Ehre. Im stillen Hause leben, heißt für eine hübsche Frau, gar nicht leben. Sich zu rechter Zeit zurückziehen, ist der Triumph des Verstandes, aber der Größe, der Schönheit kommt er theuer zu stehen. Könige und schöne Frauen werden alt, ohne den Zauber der Freundschaft zu kennen, und fürchten die Ruhe wie die Einsamkeit, in der sie sich selbst finden würden. Vergebens lesen die Weiber in den Blicken des Publikums, daß sie nicht mehr sind, was sie waren; noch sterbend wollen sie gefallen und ihr erwünschter Tod kostet Niemanden einen Seufzer.

Digitized by Google

O Ihr Schönen! immer hascht Ihr nach Vergnügen, überall seht ihr es und nirgend könnt ihr es fest halten. Wird ein Genuß Euch gewährt, so findet Ihr ihn geringer als die Einbildungskraft ihn Euch darstellte; Ihr trachtet nach ihm, wenn er Euch flieht, und Ihr bedauert ihn, wenn Ihr ihn verlohren habt. Tausend kleine angenehme Thorheiten verstattet Euch die Jugend, doch im Alter der Vernunft erröthet Ihr nicht, ihnen noch immer nachzuhängen, wollt uns noch immer einbilden, daß Ihr glücklich seyd, und verbergt sorgfältig Euern Verlust wie Euern Verdruß. Gleich alten Zauberinnen, die in ihren Versammlungen fruchtlos die Nächte durchwachen, suchen auch die Weiber vergebens ihre Reize wieder hervor zu zaubern und mit ihnen das verlohrne Vergnügen. Alle ihre Anstrengungen bewirken weiter nichts, als daß sie zeigen: wir waren einst schön, und daß von ihnen gesagt wird: sie sind nicht mehr schön. So belohnt die Welt die Beständigkeit, mit der Ihr sie liebt. Eure Jugend ist der Laune, Euer Alter dem Spiel gewidmet. Ihr durcheilt mit Künstlichkeit eine Laufbahn, die Ihr zwecklos beginnt und in der Ihr auch keinen Zweck erreicht. Bisweilen glänzt Ihr, ohne Liebe zu erwecken, und veraltert, ohne einen Freund zu erwerben; oder, wenn Ihr einen Narren liebtet, so werdet Ihr

auch

auch die Freundin eines Narren werden, und endlich sterben, weise oder lächerlich, in beyden Fällen vergessen.

Ha! Mylady! überlassen Sie andern den Geist der Kleinlichkeit! lernen Sie denken und huldigen Sie der Freundschaft. Ihre Reize werden vielleicht noch zu doch einst gewiß abnehmen und untergehn. Das erworbene Verdienst wird Ihre Schönheit überleben. Auch der Mond ist schön, wenn die Sonne untergegangen. Glücklich die, der die Natur dauernde Vorzüge verliehen! die, reizend in der Jugend, achtungswerth im Alter, ohne unwillig zu erröthen das Lob einer Schwester hört, keine Eifersucht empfindet, wenn man für ihre Tochter seufzt; die, im häuslichen Zwist, des Gatten Hitze verrauchen läßt, um dann der Vernunft den Sieg zu verschaffen; die ihn leitet, ohne ihn zu beherrschen; mit Sanftmuth befiehlt, mit Würde gehorcht; die ihren Gleichmuth nur in der Fröhlichkeit verliert; die Größe wie die Thorheit unbeachtet läßt; standhaft dem Kartenspiel entsagt; Krämpfe nicht kennt; ihre wahren Reize nicht durch die Pocken verliert, und unerschüttert eine Tasse zerbrechen sieht. Auch in dem besten Weibe finden sich Widersprüche, doch eben diesen verdankt es seine Vollkommenheit. Wenn der Himmel ein vollen-

detes Geschöpf hervorbringen will, so entlehnt er von beyden Geschlechtern das Beste, um es dem Günstling zu verleihen. Er giebt ihm Ihren Geschmack am Vergnügen, ohne den man nicht liebenswürdig seyn kann; Ihren Hang zur Ruhe, ohne den es keine Weisheit giebt; er vereint in diesem Meisterwerke frohen Leichtsinn mit Verachtung der Thorheit, Aufrichtigkeit mit Klugheit, Zurückhaltung mit Offenheit, Festigkeit mit Gefälligkeit, Ehrgefühl mit Bescheidenheit; eine gesunde Urtheilskraft, unerschütterliche Grundsätze, eine freundliche Einbildungskraft, immer neue Blitze des Geistes, die Kunst zu gefallen — mit Einem Worte, Mylady, Sie werden gebohren, um alle Herzen zu erobern. Als der Gott der Sonne und der Dichtkunst vor einigen Jahren durch die Wünsche Ihrer Eltern erfuhr, daß Sie gebohren werden sollten, bewachte er die Stunde, in welcher Ihre schönen Augen sich zum erstenmahle öffnen würden; er versagte Ihnen Reichthümer, die oft nur dazu dienen, den Verlust der Freyheit schneller herbey zu führen; Schönheit ist ein weit köstlicherer Schatz! die gab er Ihnen. Der Gott, der durch seine Strahlen das Genie entzündet und das Gold im Schooße der Erde reift, hat an tausend Weiber Schätze verschwendet, weil sie ihrer nicht entbehren konn-

ten; Ihnen verlieh er einen hellen Geist, ein zartfühlendes Herz, fröhliche Laune, körperliche Reize und — einen Dichter, um sie zu besingen.

Rede,

gehalten von Condorcet am 5ten Juny 1782, als der Graf und die Gräfin von Norden, (nachmahliger Kaiser Paul und dessen Gemahlin) einer Sitzung der Pariser Academie beywohnten.

Die Zeit hat das Andenken jenes Tages in uns erlöschen können, an dem wir zum Erstenmahle einen Souverain unter uns erblickten (Peter den Großen) welcher Theilnahme an unsern Arbeiten bezeigte; aber dieses Andenken wird uns heute noch theurer, da nach 65 Jahren der Ekel dieses Fürsten denselben Platz einnimmt und durch angeerbte Liebe zu den Wissenschaften uns beweist, daß er berufen ist, Peter dem Ersten in seinen großen Entwürfen wie in seinem Reiche zu folgen. Früher als der Czaar hatte noch kein Sou-

Digitized by Google

verain den bescheidenen Titel Academiker mit allen jenen Titeln vereinigt, welche den ersten Stufen der menschlichen Größe vorbehalten sind. Der Besieger Carls XII. schien geschmeichelt, als er seinen Nahmen auf einer Liste sah, welche durch die Nahmen Newton und Fontenelle geschmückt wurde. „In den Wissenschaften" schrieb er, „giebt es keinen andern Rang, als den Fleiß und Genie verleihen." Eifersüchtig auf den Ruhm, alles nur sich selbst zu verdanken und vor allen Dingen das Beyspiel davon zu geben, wollte er auch seinen litterarischen Titel durch seine Arbeiten verdienen, gleichwie er zu den höhern militairischen Graden nur durch Dienste emporsteigen wollte. Er nahm den Titel eines Academikers nicht eher an, bis er der Academie ein Memoire über die Geographie des caspischen Meeres gesandt hatte, gleichwie er erst nach einem Siege den Titel eines Viceadmirals annahm. Eifrig hatte er in allen Ländern die Männer aufgesucht, deren Kenntnisse seinen Unterthanen nützlich werden konnten, im Unterrichten wie im Beherrschen dieser Unterthanen nur auf sich selbst vertrauend. Da war es leicht vorauszusehn, daß er nun in Europa's Grenzen weiter hinausrücken würde und daß die Wissenschaften ein neues Reich erobert hatten.

Digitized by Google

Jener Zeitpunct einer so großen Revolution für Rußland war auch für ganz Europa der einer glücklichen Revolution in den Wissenschaften. Zwar hatten schon zuvor mehrere Fürsten sie in Schutz genommen, entweder aus Geschmack dafür oder aus glühender Begierde nach Ruhm, allein der Czaar war der Erste, der da bewies, daß ein Fürst den Schutz, welchen er den Wissenschaften gewährt, theils als eine weise Politik betrachten soll, die sein eigener Vortheil ihm vorschreibt, theils als eine wahre Pflicht, da ihre Fortschritte eine Glücksquelle für Staaten und Völker sind. Alle Fürsten gebildeter Nationen haben diese Meynung angenommen. Ueberall sind zur Ehre der Wissenschaften Versammlungen gebildet worden, die in den Hauptstädten, wie in den Provinzen, den Geschmack dafür verbreiten. Die glücklichen Folgen jenes Schutzes sind so schnell und so ausgebreitet gewesen, daß er fast aufgehört hat, nothwendig zu seyn. Die Liebe zum Unterricht, das Gefühl des Nutzens und der Würde der Wissenschaften sind zu allgemein, um von nun an noch fremden Beystandes zu bedürfen, und man kann sagen, daß, in Hinsicht ihrer, die größte Wohlthat der Fürsten die ist, sie unabhängig von fürstlicher Gewalt gemacht zu haben.

Digitized by Google

Aber unter den, zum Fortschreiten der Wissenschaften nothwendigen Arbeiten, giebt es einige, zu welchen mehrere Generationen, andere, zu welchen mehrere Völker sich vereinigen müssen. Wenn diejenigen, die solchen Arbeiten sich widmen, auch Zeugen von dem Nutzen seyn könnten, den ihre Anstrengungen einst hervorbringen werden; wenn sie zum Lohn entweder das Vergnügen, neue Wahrheiten zu kennen, oder den Ruhm, sie entdeckt zu haben, hoffen dürften; wenn der Erfolg dieser Arbeiten nicht abhängig wäre von einem Zusammenstimmen der Beobachtungen, welches Verschiedenheit der Ansichten oder vielleicht auch Eigenliebe so sehr erschwert; so dürfte man von der Thätigkeit und Kraft des Genies Alles erwarten. So lange Ruhmliebe, Verlangen, den Menschen wohl zu thun, und das Vergnügen, eine neue Wahrheit zu fassen, der Preis der Arbeit seyn können, so lange brauchen die Wissenschaften von den Fürsten nichts zu begehren als Friede und Freyheit. Aber darf man von Gelehrten hoffen, selbst von den bescheidensten, daß sie, ohne einen andern Lohn als jene kalte Achtung, die man dem Fleiße, der Pünctlichkeit oder dem Eifer zollt, sich aufopfern werden, um ihren Nachfolgern Ruhm zu bereiten? daß sie Materialien sammeln sollen zu Erleichterung der Entdeckung von Wahrheiten, die sie nie hören

werden? und deren Nutzen künftigen Geschlechtern vorbehalten ist, die sie nie sehen werden?

Die Wahrheit dieser Bemerkungen wird noch auffallender, wenn man einen Blick auf den Zustand der Wissenschaften in Europa wirft. Auf Einer Seite wird man erstaunen über die schnellen Fortschritte, welche sie seit einem halben Jahrhundert gemacht haben; über den unermeßlichen Schatz von Wahrheiten, die unsere Väter nicht kannten; über die große Anzahl von Methoden und, so zu sagen, neuen Wissenschaften, welche die Kraft und den Reichthum des menschlichen Geistes vermehrt haben; man wird erstaunen über die Menge der Männer, welche durch wahre Entdeckungen sich in die erste Classe der Menschheit, in die der Erfinder aufgeschwungen. Aber zugleich wird man sehn, daß viele Theile der Wissenschaften sich diesem allgemeinen Impuls entzogen haben, und zwar gerade die, wo das Genie allein in sich selbst weder die Mittel noch den Lohn seiner Anstrengungen findet; die, wo eine wichtige Entdeckung nur der Preis des Forschens vieler Jahrhunderte, der vereinten Kräfte vieler Völker seyn kann. Es sey mir erlaubt, diese Bemerkung hier zu entwickeln und mit einigen Beyspielen zu belegen. Bey dieser Gelegenheit über das sprechen, was die Wissenschaften noch von den Fürsten zu erwarten berechtigt

sind, heißt, uns von unsern Hoffnungen unterhalten.

Alles beweist, daß die Natur beständigen Gesetzen unterworfen ist; jede anscheinende Unordnung birgt eine Ordnung, die nur unsere Augen nicht gewahr werden konnten. Nur durch Beobachtung der Thatsachen, deren Zusammenstimmen oder Folge nöthig sind, um jene Ordnung unserm schwachen Gesicht wahrnehmbar zu machen, erkennen wir sie. Folglich müssen jene Thatsachen sich unter dem Gesichtspunct eines Beobachters vereinigen lassen, oder er muß sie durch Experimente gleichsam zwingen können, sich nach seinem Willen ihm darzustellen. Ueberdieß müssen die Gesetze, denen sie unterworfen sind, durch Revolutionen bezeichnet seyn, deren Dauer nicht den kurzen Zeitraum übersteigt, den die Natur unserm Daseyn angewiesen. Wenn diese glückliche Vereinigung von Umständen unserer Schwachheit nicht zu Hülfe kommt, so können die Anstrengungen des Genies lange Zeit fruchtlos bleiben.

Die ungeheure Menge von Phänomenen, welche die Atmosphäre uns darbietet, ihre schnellen Veränderungen, die vorher zu sehn uns unmöglich ist, folgen indessen doch gewiß allgemeinen Gesetzen, hängen von beständigen, überall wirkenden oder localen Ursachen ab; aber die Na-

Digitized by Google

tur dieser Ursachen wird kaum geahnet und ihre Gesetze sind uns unbekannt.

Da unsere Existenz und alle unsere Bedürfnisse unter dem Einfluß dieser Phänomene stehn, so hieße, ihre Ursachen errathen, fast sie beherrschen. Könnte der Mensch die Revolutionen der Jahreszeiten voraussehn, so würde er gewissermaßen unabhängig von ihnen seyn; denn in dieser Wissenschaft, wie fast in allen andern, ist jede Entdeckung eine Eroberung, die der Mensch der Natur und dem Zufall abzwingt. Aber um bis zu dieser Kenntniß sich zu erheben, müßte man die Verbindung kennen, welche die Phänomene der Atmosphäre unter sich auf den verschiedenen Theilen des Erdbodens haben, und die Gesetze ihrer Perioden, deren Umwälzungen sich vielleicht auf ganze Jahrhunderte hinaus erstrecken; die Forschungen müßten alle Climate und eine lange Reihe von Jahren umfassen.

Die Erde, die wir bewohnen, die Revolutionen, die sie erfahren hat, die, welche künftige Jahrhunderte herbey führen werden, sind uns eben so wenig bekannt, als die Bewegung der flüssigen Materie, von der sie umgeben ist, und die Phänomene, die sie in ihrem Schooße erzeugt. Vergebens haben wir die Oberfläche der Erde durchlaufen, in ihren Eingeweiden gewühlt, und was diese enthalten, beschrieben und zerglie-

dert. Die Ursachen, welche die Erdkugel mit Bergen gespickt, mit Thälern gefurcht, Meere gegraben, Inseln erhoben, die kleine Zahl der Elemente in so verschiedenen Zusammensetzungen auf der Erde vertheilt haben; die eben so beständigen als mannigfaltigen Gesetze, welche bey der Bildung dieser Zusammensetzungen thätig waren; alles das ist uns unbekannt. Wir haben Systeme geschaffen; aber bey jedem Schritte vorwärts auf dem Erdboden, bey jedem um einige Fuß tiefern Eindringen in dessen Schoos, sind alle diese Phantome der Einbildungskraft verschwunden. Wie könnte auch ein so ephemeres Wesen, als der Mensch ist, der Natur Geheimnisse ablauschen, die sie in einem, für unsere Dauer so langen Zeitraum bereitet? Wie könnte der Mensch ein Ganzes auffassen, dessen einzelne Theile gleichsam in Unordnung über einen so weiten Raum zerstreut sind, daß, selbst wenn er sein ganzes Leben diesem Zwecke widmete, es ihm unmöglich seyn würde, nicht blos den ganzen Umfang zu beobachten, sondern auch nur zu durchlaufen, nicht blos alles zu untersuchen, sondern auch nur zu sehn.

Wie unbekannt ist selbst noch die Geschichte des Menschen! die Erde, die er bewohnt, ihre Feuchtigkeit oder Trockenheit, der mehr oder minder erhabene Boden, dessen Producte und Cul-

tur, die verschiedenen Beschäftigungen, Lebensweise, Art sich zu kleiden, Gebräuche, Regierungsform, Gesetze, alles das hat Einfluß auf Lebensdauer, Fruchtbarkeit, Stärke, Gesundheit, Thätigkeit, Industrie, selbst auf Character, Moral und Genie. Diese Ursachen sind zu gleicher Zeit untereinander verbunden, von einander abhängig, und können sogar noch modificirt werden durch die Wirkung der Veränderungen, die sie selbst hervorbringen. Wir haben über diese Gegenstände nur allgemeine und unbestimmte Beobachtungen, die sogar großentheils noch bestritten werden. Hier sind der Mensch, die Erde, die Einflüsse des Clima's der Gewalt der Gesetze und Meinungen gewichen; dort hat der Mensch, mitten unter politischen Revolutionen und Umwandelung der Vorurtheile, dennoch seinen Character, seine Constitution und sein Clima beybehalten. Hier hat ein verpflanztes Volk mit seinem Wohnort auch die Sitten verändert; dort hat es seinen Character mit sich genommen, und weder Zeit, noch Begebenheiten, noch Vermischung mit andern Völkern haben den ursprünglichen Stempel vermischen können. Die Verbindung, welche zwischen der physischen Beschaffenheit des Menschen, seinen moralischen Eigenschaften, der gesellschaftlichen Ordnung, der Natur des Clima's, in welchem er lebt, des Bodens,

Digitized by Google

den er bewohnt, der Gegenstände, die ihn umgeben, vorhanden ist, kann nur durch eine lange Reihe von Nachforschungen erkannt werden, die zu gleicher Zeit verschiedene Clima's, verschiedene Sitten und verschiedene politische Constitutionen umfassen. Daraus würde eine sehr wichtige Wissenschaft hervorgehn, aber sie wird wahrscheinlich nicht eher geschaffen werden, bis eine unermeßliche Sammlung von scharfen und aneinander hängenden Beobachtungen erlauben wird, die Resultate, und wiederum die Gewißheit dieser Resultate, einer Berechnung zu unterwerfen. Es ist freylich möglich, daß in diesen verschiedenen Theilen unserer Kenntnisse, wie in allen ähnlichen, nach einer langen Reihe von Jahrhunderten, einmahl ein glücklicher Zufall die zerstreuten, vorworrenen, von der Zeit aufgehäuften Denkmähler dem Blicke eines Genie's vereint darstellt. Die Fürsten allein haben die Mittel in Händen, diesen Erfolg unabhängig von Zeit und Zufall zu machen. Sie allein können, nach einem Plane, der Einheit hat, jene langen und mühsamen Arbeiten vorschreiben und ausführen lassen, deren Lohn der Ruhm nicht seyn kann. Wer als ein Fürst könnte so große Unternehmungen beginnen, deren Nutzen erst in ferner Zukunft fühlbar seyn wird? ein Fürst, der seine Entwürfe nicht nach der Lebensdauer eines Men-

schen, sondern nach der Dauer der Reiche abmessen darf? nur die vereinigten Fürsten können den Forschungen der Gelehrten diejenige Ausdehnung geben, welche jeder Theil solcher Wissenschaften fodert, deren Elemente die Natur auf dem ganzen Erdboden verstreut hat.

Nie gab es einen günstigern Augenblick für Entwürfe zum Vortheil der Wissenschaften; nie hat ihre Herrschaft einen so großen Raum umfaßt, nie waren ihre Jünger so zahlreich. Die Linnäus und Bergmann haben unter eben dem Himmelsstrich Europa erleuchtet, wo die durch Christienen versammelten Gelehrten nur Gleichgültigkeit und Geringschätzung erregten. Ein Philosoph, an Küsten gebohren, wo die Engländer im verschlossenen Jahrhundert nur Wilde fanden, hat die Ursachen des Blitzes errathen, ihn seinen Gesetzen unterworfen, und mit derselben Hand, die die Fesseln der neueren Welt zerbrechen sollte, auch den Himmel entwaffnet; während in jener Stadt, der Nebenbuhlerin von Rom und Byzanz, die fast in unsern Tagen sich aus den Morästen der Newa erhoben hat, ein unermüdliches Genie, Euler, die tiefsten Entdeckungen mit einer Fruchtbarkeit hervorbringt, welche selbst bey den geringfügigsten Gattungen in Erstaunen setzen würde, ohne daß weder das Alter ihm Kraft geraubt, noch der Verlust des

Gesichts seinen glühenden Eifer, seine unglaubliche Leichtigkeit geschwächt hat; gleich jenem Tiresias — wenn anders, große Männer mit Fabelhelden vergleichen, sie nicht herabsetzen heißt — gleich jenem Tiresias, den die Götter durch Blindheit straften, weil er ihre Geheimnisse erlauscht, dem aber, wider ihren Willen, das Schicksal die göttliche Wissenschaft ließ, die sie ihm beneideten.

Wenn man jemahls hoffen dürfte, die Fürsten für die Fortschritte des menschlichen Geistes vereinigt zu sehn, so ist es in dem Zeitraume, in welchem wir leben. Obgleich erworbene Kenntnisse und der blühende Zustand der Wissenschaften in ihren Reichen, ihnen fremdes Licht entbehrlich zu machen scheinen, so sind sie doch eifrig bemüht, nicht nur fremde Gelehrte zu sich zu rufen, sondern sie aufzusuchen, und setzen ihren Ruhm darein, jene Schätze in ihr Land zurück zu bringen, die allein man theilen kann, ohne ihren Besitzern etwas zu rauben, (Ja, das waren schöne Zeiten!) Die Fürsten eilen, sowohl die Scheidewände niederzureißen, welche vorgegebenes Nationalinteresse — Phantomen von Habsucht und Unwissenheit erschaffen — zwischen den Völkern gezogen hatte, als auch die, welche Vorurtheile aller Art zwischen Unterthanen eines und desselben Reiches aufthürmten. Man erkennt

endlich, daß alle Menschen nur Eine Familie bilden, nur Ein Interesse haben. Der Nahme Menschheit, ein Gefühl bezeichnend, welches die Bewohner aller Länder und jedes Zeitalters umfaßt, ist in dem Munde der Fürsten wie der Philosophen, und scheint zu Einem Zwecke sowohl diejenigen zu vereinen, deren Ehrgeiz ist, die Menschen aufzuklären, als auch die, deren Pflicht erheischt, über ihr Glück zu wachen und ihre Rechte zu vertheidigen.

Der Czaar war der Erste, welcher fühlte, daß die größte Wohlthat, welche ein Fürst seinen Unterthanen erzeigen kann, die ist, sie aufzuklären. Mögte sein Enkel einst zeigen, daß Eins der größten Güter, welches die Natur einer Nation zu gewähren vermag, ein Fürst ist, der, indem er alle Kenntnisse seines Jahrhunderts für sie wirksam macht, zugleich den kommenden Geschlechtern neues Licht bereitet, neue Quellen des Glücks öffnet.

Digitized by Google

Die Macht der Vaterliebe.

(Nach Imbert.)

Wenn der Himmel einem Menschen heftige Begierden gab, so kann er kein gefährlicheres Geschenk hinzufügen, als Macht und Gewalt. Mit regen Sinnen war Feldheim gebohren; überströmende Gesundheit und Kraft weckten glühende Leidenschaften in ihm, und — er war reich, das heißt, er besaß die Macht, sie zu befriedigen. Die Liebe, oder vielmehr den Hang zu Weibern lernte er früh kennen; nicht Erholung, sondern Beschäftigung war ihm dieser Hang, dem die Gewohnheit immer tiefere Wurzeln schaffte. Er war fast vierzig Jahr alt und glaubte noch immer zwanzig zu seyn, weil er sich noch immer wie ein Jüngling benahm. Seit vielen Jahren hatte er die Liste seiner Schlachtopfer stets vergrößert. Doch galt dieser Bösewicht noch immer für einen Mann von Ehre; denn wenn er gleich die Unschuld verführte, Gatten trennte, ganze

Familien ins Unglück stürzte, so bezahlte er doch seine Spielschulden pünctlich in 24 Stunden, und wenn er auch, um ein leichtgläubiges Weib zu bethören, die heiligsten Schwüre brach, so hielt er doch gewissenhaft Wort, wenn er versprochen hatte, an irgend einer Lustpartie Theil zu nehmen.

Indessen darf man doch nicht glauben, Feldheim sey ein Geck gewesen. Ein Geck will nur Aufsehn erregen; ihm hingegen lag mehr am Genuß als an der Ehre der Eroberung; er war unbeständig, aber nicht um die Zahl seiner Siege zu vermehren, sondern aus Begierde nach einem neuen Gegenstande. Das mogte ihn minder verdammungswürdig, oder doch des Mitleids würdiger machen; aber seine Eroberungen blieben dennoch Schlachtopfer einer Leidenschaft, die eben so verderblich war, als die Eitelkeit des Gecken; auch hatte die Gewohnheit ihn so gewissenlos über die Mittel gemacht, daß auch die verbrecherischsten ihm ein Spiel waren, wenn sie nur seine Entwürfe begünstigten.

Einst sah er die junge Eulalia, und alle seine Begierden erwachten. Sie war ein armes Mädchen, konnte ihn nicht durch Toilettenkünste locken, noch weniger verstand sie die Künste der Koketterie. In groben Kleidern, die nur durch Reinlichkeit sich auszeichneten, erschien sie ihm mit züchtigem Anstande. Ihre Unschuld, ihre Ar-

muth konnten seine Schonung nicht gewinnen, er baute vielmehr auf die letztere den Plan der Verführung.

Eulaliens Vater hatte zwölf Kinder zu versorgen, und nur zwey Arme für saure Arbeit um Tagelohn. Zwar verdienten auch schon die ältesten Knaben etwas, aber wenn der Vater, am Abend müde heimkehrend, Alles überzählte, so reichte es doch nirgend hin. Da saß er denn oft kummervoll, der ehrliche alte Sander, und hatte keinen andern Trost — doch für ihn kein geringer — als daß in allen seinen Kindern seine eigene Rechtschaffenheit wieder gefunden wurde. Darum, wenn dann und wann ein Arbeitstag ergiebig gewesen war, entrunzelte seine Stirn sich leicht, und er konnte dann recht fröhlich unter dem Kinder-Gewimmel sitzen.

Aber wie liebten sie ihn auch alle! und vor allen Eulalia. Sie bedurfte ihrer Tugend kaum, denn die zärtliche Furcht, ihren Vater zu betrüben, würde schon allein in den Schranken der Zucht und Ehre sie stets erhalten haben. Auch liebte er sie vor Allen. Feldheim ließ durch eine Kupplerin ihr glänzende Vorschläge machen; sie verwarf sie mit Abscheu. Bitterlich weinend klagte sie ihrem Vater den der Armuth angethanen Schimpf. Er schloß sie bewegt in seine Arme und ging um so fröhlicher zu seiner Arbeit.

Diese rechtschaffene Familie war von edlen Seelen nicht unbemerkt geblieben. Plötzlich wurde Sander zu einem Notar berufen, der ihm ankündigte, daß er beauftragt sey, ihm jährlich 100 Thaler auszuzahlen. Freudiges Erstaunen machte den ehrlichen Alten stumm. Nun konnte er seine jüngsten Kinder in die Schule gehn lassen; nun konnte er seinen Töchtern zum Jahrmarkt Bänder kaufen und Sonntags dann und wann einen Krug Bier trinken. Er dankte Gott mit Thränen und brannte vor Begierde, die Kniee seines Wohlthäters zu umfassen; allein dieser Edle war gewohnt, das Gute im Stillen zu thun; Sander erfuhr dessen Nahmen nicht. Ihm blieb kein anderes Mittel, seine volle Brust zu erleichtern, als das, Bekannten und Unbekannten mit funkelnden Augen zu erzählen, welch' ein unverhofftes Glück ihm wiederfahren, und den bescheidenen Wohlthäter laut zu segnen.

Alles das kam Feldheim zu Ohren. Er lächelte spöttisch über den Sonderling, der für seine Wohlthaten nicht einmahl Dank erndten wollte, und beschloß, von dieser Thorheit Nutzen zu ziehen. Nach einigen Monathen trat er, reich gekleidet, aber mit dem mühsam nachgeäfften Anstand eines rechtlichen Mannes, in die Wohnung der redlichen Armuth. Man empfing ihn mit ehrfurchtsvoller Neubegier. „Mein ehrlicher San-

Digitized by Google

der," sagte er, „schon lange wünscht Ihr den Mann zu kennen, der so glücklich gewesen, durch seinen Ueberfluß Eure Sorgen zu erleichtern. Ihr würdet seinen Nahmen nie erfahren haben, wenn ihn sein Herz nicht drängte, das Wenige, was er gab, um Eures braven Wandels willen, noch zehnfach zu vermehren. Ich selbst bin der Mann.

Kaum hatte er dies Wort gesprochen, als die ganze Familie mit dankbaren Thränen zu seinen Füßen lag. Jeder wollte ihm die Hand oder wenigstens einen Zipfel seines Rockes küssen. Er heuchelte Beschämung. „Laßt mich!" rief er und wischte sich die trocknen Augen, ich bin nur gekommen, um diese rührende Belohnung erst zu verdienen." Er wandte sich zu den Kindern, fragte nach dem Nahmen eines Jeden, sprach väterlich mit jedem und hütete seine Augen, die immer nur nach der schönen Eulalie ihn hinzogen. Die rührendste Freude hatte sie noch verschönert.

Mit traulicher Theilnahme unterrichtete sich Feldheim von dem ganzen Hauswesen des ehrlichen Sander. „Ich sehe wohl," hub er endlich an, „Ihr mußt noch immer mit zu großer Anstrengung arbeiten, die leicht eure Gesundheit untergraben, und diesen guten Kindern ihren guten Vater rauben könnte. Ihr sollt künftig ein paar derselben weniger zu versorgen haben, das, neh-

Digitized by Google

me ich auf mich. Laßt sehn, welche wählen wir aus? Die Knaben will ich Euch nicht entführen, die können Euch schon Beystand leisten; aber mit den Mädchen hält es immer schwerer. Wohlan, ich nehme deren zwey zu mir und sorge väterlich für sie. Die Eine bestimme ich für meine Mutter, die andere für meine Frau. Ich hoffe, sie werden sich immer so aufführen, daß sie Eurer Liebe und meiner Freundschaft würdig sind." Nun wählte er Eulalien und die häßlichste von ihren Schwestern, um jeden Argwohn zu entfernen.

Ungern trennte sich Sander von seinen Kindern, die bey dem Gedanken, ihren Vater zu verlassen, heiße Thränen weinten; aber ein solches Glück, eine so anständige Versorgung — es war ein Wink des Himmels! und überdieß — Feldheim versprach, daß sie recht oft sich sehen sollten. Das Landgut, wohin er die Töchter führen wollte, lag nur wenige Meilen von der Stadt; der Vater konnte in den Feyertagen sie besuchen, oder, wenn der Kinder Sehnsucht allzugroß wurde, so ließ Feldheim einen bequemen, eleganten Wagen anspannen und in wenigen Stunden erreichten sie die väterliche Wohnung. Diese angenehmen Bilder, die er so freundlich ausmahlte, erleichterte die Trennung. Sander grub den erborgten Nahmen seines hochherzigen Wohlthäters, wie den von dessen Landgute tief in sein

Gedächtniß, umarmte seine Töchter, und gab ihnen väterliche Ermahnungen, besonders die mit auf den Weg, ihren zweyten Vater kindlich zu lieben und zu ehren. Zitternd stiegen die Mädchen in einen schönen Reisewagen und Feldheim fuhr mit ihnen davon.

Unterwegs wurde es ihm nicht schwer, ihr Vertrauen zu gewinnen: sie betrachteten ihn ja schon als ihren Wohlthäter, und sein väterlicher Ton machte sie beherzt. Sie fingen schon an, kindlich mit ihm zu schwatzen, und wunderten sich bloß, daß, bey dem raschen Fahren, es doch so lange währte, ehe sie das Ziel der Reise erreichten. Feldheim beruhigte sie leicht durch das Vorgeben, er habe einen weiten Umweg genommen, um zuerst die häßliche Schwester seiner Mutter abzuliefern, deren Wohnort er nannte. Eine Meile seitwärts liege der von der nächsten Station, das machte er den Kindern weiß und sandte wirklich von dort die häßliche Schwester mit einem vertrauten Helfershelfer an einen sichern Ort in Verwahrung. Eulalien führte er auf ein fernes Landgut, das er kürzlich gekauft hatte. Sie stutzte, als sie dort seine Gemahlin nicht fand. Er hatte keine, er war Wittwer. Das sanfte gute Weib, dessen Besitz er einst nur durch die Ehe erlangen konnte, war längst ein Opfer ihres Grams geworden. Aber zwey Kinder hat-

te sie ihm hinterlassen, einen Sohn und eine Tochter, beyde fast in gleichem Alter mit Eulalien, und — er liebte diese Kinder. Es war das einzig gute Gefühl, das sich noch bey ihm erhalten hatte; denn auch das verdorbenste Herz gleicht dem sibirischen Kupfer, welches immer noch mit einigen Goldtheilchen vermengt ist.

Er überredete Eulalien, daß seine Gattin eine Lustreise vorgenommen und in wenigen Tagen zurückkommen würde. Daß er dieses sittsame Mädchen nicht geradezu bestürmen dürfe, begriff er wohl. In den Verführungskünsten erfahren und geübt, begann er leise und behutsam, ihre Unschuld einzuschläfern. Die ländliche Einsamkeit both ihm täglich wohlbenutzte Gelegenheiten. Seine Tochter lebte fern bey einer alten Tante, und seinem Sohne hatte er ausdrücklich verbothen, ihn zu besuchen.

Lange war Eulalie weit entfernt, ein Bubenstück zu ahnen; Feldheims Ungeduld und wachsende Begierde, die ihm nicht erlaubten seine Rolle auszuspielen, rissen ihr endlich die Binde von den Augen. Sie errieth die Gefahr, in der sie schwebte, sie wollte zu ihrem Vater zurück. Täglich wiederhohlte sie diese Bitte, bald mit Aengstlichkeit, bald mit Heftigkeit — vergebens! Feldheim ließ sie fühlen, daß sie in seiner Gewalt sey. Ach! sie weinte bittere Thränen, daß

sie den vermeinten Wohlthäter ihres Vaters nur hassen und verachten müsse. Noth lehrte sie Verstellung. Um den Wollüstling nicht zu Gewaltthaten zu reizen, ließ sie ihn bisweilen hoffen, daß er mit der Zeit ihre Tugend besiegen werde, und so gewann sie Frist, von Gott erwartete sie Hülfe.

Indessen harrte ihr Vater täglich mit der liebevollsten Sehnsucht auf Nachricht von seinen Töchtern. Sie kam nicht. Die Angst trieb ihn unstät umher. Um Rath und Trost zu hohlen, erzählte er sein Abentheuer bald diesem, bald jenem Bekannten; sie alle zuckten die Achseln. Er nannte den vornehmen Mann, dem er seine Töchter anvertraute; Niemand wollte ihn kennen; er nannte dessen Landgut — es gab kein solches. Nun stieg seine Angst bis zur Verzweiflung. Er konnte nicht mehr arbeiten und verlohr seine kostbare Zeit unter vergeblichen Nachforschungen. Ermüdet, aber schlaflos sank er an jedem Abend auf sein Lager, benetzte es mit Thränen und fluchte dem Verführer.

Während Feldheim in wollüstigen Hoffnungen seine Tage auf dem Lande verschwelgte, bedrohte in der Stadt ein plötzlich ausgebrochener Banquerout ihn mit dem Verlust eines großen Theils seines Vermögens. Um diesen zu retten, war es dringend nothwendig, ihn sogleich davon

zu unterrichten, und unter diesen Umständen glaubte Eduard, Feldheims Sohn, daß er, trotz dem väterlichen Verboth, nur eine Kindespflicht erfülle, wenn er zu ihm eile. Er nahm Courierpferde, und trat ganz unerwartet herein, als eben sein Vater mit Eulalien allein war. Feldheim erschrack, wußte sich aber zu fassen, entfernte die Geliebte, hörte den Sohn, gab ihm Aufträge, und, nachdem er die Geschäfte abgethan, sagte er ihm Gesprächsweise, das junge Mädchen, welches er eben gesehn, sey aus wichtigen Ursachen von ihren Verwandten ihm anvertraut worden; Niemand dürfe wissen, wer und wo sie sey, weshalb Eduard, bey Vermeidung des väterlichen Zornes, ein strenges Schweigen beobachten solle. Eduard war gewohnt zu gehorchen, doch Eulaliens Anblick hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, den ihr Erscheinen bey der Abendtafel noch vermehrte. Sie sprach wenig, aber was sie sagte, verrieth Geist und Gefühl. Der rührende Kummer in ihrem schönen Auge vollendete die Eroberung. Eduards verstohlne Blicke sagten ihr, wie tief die ihrigen in sein Herz gedrungen, und sie verstand diese Blicke, so unkundig sie der Augensprache war.

Eduard wurde, gleich nach dem Essen, auf sein Zimmer verwiesen. Er konnte nicht schlafen. Am andern Morgen sollte er wieder abreisen;

auch das konnte er nicht. Zwar nahm er Abschied von seinem Vater, allein er verbarg sich in eine Jägerhütte, die an den Park stieß, hoffend, die schöne Unbekannte lustwandelnd zu erblicken, und, wenn sie allein sey, ihr seine Gefühle zu entdecken. Die Hoffnung täuschte ihn nicht. Eulalia pflegte stets die Stunde, in welcher Feldheim Briefe schrieb, zu einem einsamen Spaziergange zu benutzen. Seufzend wankte sie unter den hohen Ulmen, da lag plötzlich Eduard zu ihren Füßen. Ihr Schrecken, ihre sittsame Bestürzung wurden bald von der Freude überwunden, endlich ein Wesen vor sich zu sehn, dem sie sich vertrauen, von dem sie Rettung hoffen dürfe. Sie sagte ihm Alles, und schaamroth hörte der Sohn die Anklage seines Vaters.

Was sollte er thun? den Vater selbst den Gerichten anzeigen? — das holde Mädchen, das ihn bezauberte, hülflos lassen? — Beydes schien ihm unmöglich. Sie flehte so rührend — der Bund ihrer Herzen war schnell geschlossen; doch das einzige Mittel, sie eben so schnell zu retten, Entführung durch Eduard, schien ihr unanständig; wenigstens wollte sie nur in höchster Noth Gebrauch davon machen, und die Liebenden trennten sich mit der Verabredung, einen Weg auszusinnen, der weder ihre Ehrbarkeit noch die kindliche Pflicht durchkreuzte. In einigen Tagen sollte

Eduard zurückkommen; so lange hoffte sie, den zudringlichen Verführer noch im Zaume zu halten; dann sollte auf jeden Fall ein Entschluß gefaßt und rasch ausgeführt werden.

Allein vergebens grübelten beyde während dieser Zeit, um eine schonende Entwicklung zu ersinnen. Ein neuer Unfall hatte Eduards Geist noch mehr umnebelt. Ein Brief seiner Tante ersuchte ihn, seinem Vater die Schreckensbothschaft beyzubringen, daß ein fremder Graf dessen Tochter entführt habe. Mit diesem traurigen Auftrage kam er zurück und sah zuerst insgeheim Eulalien, in deren Busen er seinen doppelten Kummer ausschüttete. Sie aber schien bey dieser Nachricht von einem Blitz erleuchtet zu werden. Sie bat Eduard, ihr den Brief der Tante anzuvertrauen und sich fürs Erste zu entfernen. Dann eilte sie zu Feldheim, meldete ihm seines Sohnes Ankunft und übergab ihm den offenen Brief. Er las und war zu Boden geschmettert. „Meine Tochter!" rief er, „mein geliebtes Kind! meine Ehre! mein Alles!" Dann sank er in stummer Verzweiflung in den Sessel, und einzelne glühende Thränen rollten über seine Wangen. Da warf sich Eulalia ihm zu Füßen: Was Sie jetzt um Ihre Tochter leiden," rief sie schluchzend, „das leidet mein armer Vater schon seit vielen Wochen um mich! muß ich noch mehr sa-

gen, um in diesem Augenblicke Ihr Herz zu rühren?"

Nein! sie hatte den rechten Augenblick ergriffen; ihre Worte drangen tief durch die Rinde dieses Herzens. Vaterliebe, Vaterangst hatten sie aufgeweicht. Um ihre Vergebung flehend, warf er sich in ihre Arme und bald auch zu den Füßen des trauernden Sander, den der Kummer aufs Krankenlager geworfen hatte. Dort, von der weinenden Familie umgeben, bekannte er reuig, welches Bubenstück er vollbringen wollen — nicht vollbracht. Der Vater schloß die gerettete Tochter entzückt in seine Arme; Eduard machte jedes Unrecht wieder gut, indem er Eulalien zum Altare führte, und Feldheim suchte — der neuen würdigen Tochter Glück bereitend — die unwürdige zu vergessen.

Digitized by Google

Unsere Widersprüche,

oder vielmehr nur Einer von den zahllosen Widersprüchen, deren wir uns täglich schuldig machen. Schon Seneca hat ihn uns vorgerückt und alle die, ihm so gewöhnlichen Antithesen dabey erschöpft. „Wir beklagen uns sämmtlich über die Kürze der Zeit — so spricht er — und doch haben wir deren so viel übrig, daß wir oft nicht wissen, was wir anfangen sollen. Wir bringen unser Leben damit zu, nichts zu thun, oder etwas anders als wir thun sollten. Wir seufzen stets über die wenigen Tage, die wir zu leben haben, und leben doch so, als ob wir nie sterben sollten.“

Seine Bemerkung ist eben so traurig als richtig. Das Leben scheint uns kurz, aber jede einzelne Periode des Lebens so lang, daß wir das Ende derselben kaum erwarten können. Der Knabe brennt vor Begierde ein Jüngling, der Jüngling ein Mann zu werden — dann ein Amt zu bekommen — dann zu heyrathen — dann Geld zu sammlen — oder Ehre zu erwerben — Jeder möchte sein Leben verlängern, aber die einzelnen Theile desselben verkürzen. Nicht blos Stun-

den und Tage, ganze Jahre gäben wir oft mit Vergnügen hin, um nur weiter vorwärts zu kommen. Gleich als ob die Freuden des Lebens nur einzelne Brunnen in den afrikanischen Sandwüsten wären, eilen wir lechzend, wie die Pilger, immer nach solchen Brunnen, der ganze übrige Weg scheint uns eine Wüste, und sitzen wir endlich an dem erwünschten Brunnen, so thun wir kaum einige Züge daraus, finden das Wasser unschmackhaft und sehnen uns nach dem, welches wir morgen Abend zu erreichen hoffen. Neun Zehntheile von dem Leben der meisten Menschen sind weder durch Geschäfte noch durch Vergnügen ausgefüllt, sind ganz leer.

Horaz sagt in der 21sten Ode des ersten Buchs: „Nach des Lebens kurzer Dauer miß deine Hoffnung. Indem wir sprechen, flieht die neidische Zeit. Genieße den heutigen Tag und zähle wenig auf den morgenden.“ Leider befolgen nur die Thiere diese Lebensweisheit, die Menschen nicht.

Digitized by Google

Das Gespenst.

(Aus dem Journal dedié à Monsieur 1777.)

An einem schönen Sommermorgen in aller Frühe kam ein Pariser Kaufmann zu Fuße von seinem Landhause zurück und begegnete am Thore einer seltsamen Gestalt, wie man sie heut zu Tage nur noch in unsern Ritterschauspielen sieht. „Haben wir heute Maskerade?" murmelte der Kaufmann. — Die Gestalt schritt auf ihn zu, verneigte sich und sprach: „Sey doch so gut, mir zu sagen, welche unermeßliche Stadt ich hier vor mir sehe?"

Der Kaufmann. Wie mein Herr? sind Sie ein Fremdling in Israel? wo kommen Sie her, daß Sie eine solche Frage an mich richten?

Die Gestalt. Ich bin ein Geist und komme gerades Weges aus der Unterwelt.

Der

Der Kaufmann. Sie belieben zu scherzen. Wir glauben schon längst nicht mehr an Geister.

Die Gestalt. O wir haben leider wohl erfahren, daß, seit der Wiedergeburt der Wissenschaften, die Pforten der Unterwelt uns verschlossen worden. Aber — Dank sey es dem Dom Calmet und dem Abbé Langler (und dem Professor Jung) seit kurzem sind sie wieder aufgethan, und wir dürfen nach wie vor herauf spazieren, wenn wir unten Langeweile haben. Fürchte dich nicht, ich bin weder ein Alp noch ein Vampyr.

Der Kaufmann. Sapperment! ich bin sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich werde die Ehre haben, Sie unsern drey Academien zu präsentiren, die nicht wenig stutzen werden.

Die Gestalt. Es wird mich freuen, sie zu sehen, denn ich habe immer die Wissenschaften geliebt, ob ich gleich ein Edelmann war. Du sollst wissen, daß ich lesen und sogar meinen Nahmen schreiben konnte.

Der Kaufmann. In welchem Jahrhundert lebten Sie denn?

Die Gestalt. Ich war ein angesehener Mann am Hofe Ludwig des Dicken. Ich hatte zwey Knechte und die Erlaubniß zwey Schüsseln

auf meiner Tafel zu haben, in jeder zwey Speisen. Die Neider schrieen zwar über meinen Luxus, aber ich ließ sie schreyen. Nachdem ich nun dort unten dafür gebüßt, komme ich, um mein Vaterland einmahl wieder zu sehen.

Der Kaufmann. Nun wohl, Sie befinden sich vor den Thoren von Paris.

Die Gestalt. Von Paris? ists möglich! es war zu meiner Zeit nicht viel mehr als ein Dorf in dicken Wäldern versteckt. Welche Verwandlung! — Nur eben so kothig war es damahls wie jetzt. Vermuthlich hat man den Koth aus Achtung für den Nahmen Lutetia beybehalten; denn ich erinnere mich, daß zu meiner Zeit ein Gelehrter in einer dicken Abhandlung bewies, Lutetia komme her von lutum. Der König gab ihm eine Abtey dafür.

In diesem Augenblicke fuhr ein Fiacre vorbey, in dem zwey Köchinnen saßen. Eine so prächtige Equipage war dem Gespenste nie vorgekommen. „Vermuthlich eine Prinzessin mit ihrer Ehrendame?“ flüsterte es leise und verbeugte sich tief. Der Kaufmann und die Köchinnen lachten ihm ins Gesicht.

„Es freut mich,“ sagte das Gespenst, „die alte französische Lustigkeit noch wieder zu finden. Ich habe es gern, wenn die Prinzessinnen lachen,

nur ihr Luxus ist mir etwas anstößig. Zu meiner Zeit setzten sich die Damen hinter ihre Männer aufs Pferd. — „Und dieser herrliche Pallast? vermuthlich der eines Prinzen?"

Der Kaufmann. O nein, er gehört einem Finanzpachter.

Die Gestalt. Eh ey, die Pachter wohnen jetzt besser als vormahls die Könige und sogar die Mönche. Und dieser andere Pallast gegenüber.?

Der Kaufmann. Den bewohnt des Pachters Frau.

Die Gestalt. Wie? Mann und Frau wohnen nicht beysammen? sonder Zweifel ein Gelübde der Keuschheit?

Der Kaufmann. O ja, die Männer sind jetzt sehr keusch bey ihren Frauen und die Frauen bey ihren Männern.

Die Gestalt. Jenes große Gebäude scheint eine Kirche zu seyn?

Der Kaufmann. Es ist ein Schauspielhaus.

Die Gestalt. Laß uns hinein gehen. Ich bin neugierig zu sehen, wie man jetzt die Mysterien vorstellt. O ich habe zu meiner Zeit selbst mitgespielt. Ich machte den Barrabas in der Leidensgeschichte mit großem Beyfall.

Schon betrat das Gespenst die Schwelle der komischen Oper, als es aber vernahm, daß man Aschenbrödel spielen werde, schauderte es und verschwand.

Ursprung und Fortschritte des französischen Theaters.

Im dritten Bande der poetischen Annalen wird behauptet, die Franzosen hätten schon zu Carl des Großen Zeiten ein Theater gehabt, weil dieser im Jahr 742 ein strenges Edict gegen die Histrionen gegeben, unter welcher allgemeinen Benennung damahls alle Tänzer, Gaukler und Taschenspieler begriffen wurden. Von solchen Menschen bis zu einer Clairon oder einem Talma, war freylich eben so weit als von der Hütte des Wilden bis zu dem Pallast der Tuilerieen.

Unter den Königen der zweyten Dynastie findet man keine Spur von theatralischen Belustigungen, man müßte denn das sogenannte Narrenfest dahin rechnen, welches in der Kirche von Verlarvten durch obscöne Lieder und Pantomimen gefeyert wurde.

Digitized by Google

Nach mehreren Jahrhunderten versuchten die Troubadours unförmliche Comödien in Gang zu bringen. Unter Carl V. gaben die Pilgrimme, welche singend von Wallfahrten zurückkamen, die erste Idee zu gereimten Dialogen, die man Mysterien nannte. Die Schauspieler, welche solche Mysterien darstellten, wurden von Carl VI. im Jahre 1402 förmlich patentirt und erhielten den frommen Titel: Brüderschaft der Leiden Christi. Sie schlugen ihr erstes Theater im Hôtel de la Charité auf und hatten gewaltigen Zulauf. Ihre Vorstellungen aus dem alten und neuen Testamente, wurden auch nicht als ein Zeitvertreib, sondern als eine fromme Handlung betrachtet, denn man hielt ausdrücklich ihretwegen den Gottesdienst in den Kirchen früher, damit sich das Volk nicht zu spät im Theater einfinden mögte.

Mit den Decorationen wußte man noch gar nicht umzugehn. Es standen auf der Bühne mehrere Gerüste, immer Eines höher als das Andere. Das höchste stellte das Paradies vor, ein anderes den Pallast des Herodes u. s. w. In der Mitte war die Hölle, in Gestalt eines Drachen, aus dessen feyerspeyenden Rachen die Teufel hervorschlüpften, die in dem Stücke Rollen spielten. Vor einen Winkel waren Vorhänge gezogen, und der Zuschauer mußte alle die Hand-

lungen, die sich nicht wohl vor die Augen bringen lassen, als hinter diesen Vorhängen geschehend sich denken, zum Beyspiel die Niederkunft der heiligen Jungfrau. Zu beyden Seiten der Bühne standen Bänke, auf welche die Schauspieler sich setzten, wenn sie nicht zu spielen hatten. Das war nun ihre ganze Kunst. Freylich mangelte Täuschung, aber die Zuschauer waren auch weit leichter zu befriedigen als jetzt.

Nicht in Acte wurden die Mysterien getheilt, sondern in Tage, und täglich wurde ein solcher Tag vorgestellt. Nach jeder tragischen Scene trat der Hanswurst auf und machte sein Späschen.

Der glänzende Erfolg der Brüderschaft der Leiden Christi brachte zuerst die sämmtlichen Schreiber (die Clercs de la Basoche) auf den Einfall, eine neue Gattung von Comödien zu veranstalten, und so entstanden die Farcen und Moralitäten. In der letztern wurden Tugenden und Laster personifizirt. Die berühmteste Farce war der Advocat Patelin, der auch in den neuesten Zeiten wieder aufgewärmt worden. Die Schreiber trieben die Zügellosigkeit aufs höchste. Dennoch wurden sie bald nachgeahmt von den sogenannten sorglosen Kindern (enfans sans souci.) Diese waren junge Leute von guten Familien, die eine Gesellschaft bildeten und sich einen König wählten, den sie Nar-

Digitized by Google

renkönig (roi des sots oder de la sottise) nannten, weil er seinen Thron auf Thorheiten errichtete, welche sie lächerlich machen wollten. Ihre glänzendste Epoche war unter Ludwig XII. wo sie so kühn wurden, ihn selbst auf das Theater zu bringen. Doch diese Kühnheit war sehr wohl begründet, wie man aus folgender, fast unglaublichen Anecdote ersehen wird, welche die aquitanischen Annalen von Bouchet uns aufbehalten haben. „Der treffliche König nähmlich beklagte sich oft, daß ihm Niemand die reine Wahrheit sage, und er folglich nicht erfahren könne, wie sein Reich regiert werde. Darum erlaubte er die Theater und wollte, daß man ungehindert auf selbigen alle Mißbräuche darstellen sollte, die etwa an seinem Hofe oder im Reiche im Schwange gingen.“ Nie hat wohl ein Monarch auf eine so auffallende Weise seine Wahrheitsliebe bewiesen. Er nahm sich selbst nicht aus, nur seine Gemahlin. Welch ein Beyspiel! wenn man bedenkt, daß es nach ihm Zeiten gegeben hat, wo die leiseste Mißbilligung ein Verbrechen war.

Endlich trat Jodelle auf, der Erste, der die Franzosen Tragödie und Comödie in griechischer und lateinischer Form kennen lehrte. Sein Trauerspiel Dido hat schöne Stellen. Ihm folgten Peruse mit einer Medea, Grevin mit ei-

Digitized by Google

nem Tod Cäsars, St. Gelais mit einer Sophonisbe, zuletzt Garnier, der sie Alle verdunkelte.

Unter Ludwig XIII. erschien Alexander Hardy mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit, denn er hat mehr als achthundert Stücke verfertigt. Dann kam Nerée, von dem Racine manchen Zug entlehnte, und endlich Rotron, den Corneille seinen Meister nannte. Unter Richelieu schwang sich das Theater zu einer Höhe, von der es vielleicht jetzt im Herabsinken ist.

Digitized by Google

Anecdoten.

Als der Pater Bourdaloue in Rouen predigte, strömten die Zuhörer von allen Seiten in die Kirche; die Krämer liefen aus den Buden, die Kaufleute versäumten die Börse, die Advocaten ihre Termine, die Aerzte ihre Kranken. Bald nachher beschrieb ein anderer Prediger einem seiner Freunde diesen Enthusiasmus, den er Unfug nannte, und mit Selbstzufriedenheit hinzu fügte: „Nunmehro, da ich wieder predige, bleibt Alles in der gehörigen Ordnung.“ — Dasselbe könnte mancher sonst gerühmte Schauspieler sagen, wenn Iffland Gastrollen gespielt hat.

In einer Gesellschaft fiel das Gespräch auf berühmte Echo's. Jeder erzählte, wo er der-

Digitized by Google

gleichen gefunden, die drey, vier und fünf Sylben wiederhohlten. Ein Gascogner, der dabey saß und bis jetzt geschwiegen hatte, erhub plötzlich die Stimme: „Meine Herren!" rief er, „das sind ja lauter elende Echo's. Ich kenne Eines in meinem Vaterlande, wenn man dem zuruft: Echo! wie gehts? so antwortet es: ich danke für die gütige Nachfrage; so ziemlich. Das ist, noch ein Echo!" — Unsere heutigen Metaphysiker lassen auch bisweilen dergleichen Echo's reden.

Einer von jenen Schauspieldichtern, welche lauter Werke für die Ewigkeit schreiben und deshalb in der Zeitlichkeit wenig Beyfall finden, hatte wieder ein Stück geliefert, in dem das Publicum gähnte. „Das freute mich," sagte er: „Alle diese Menschen haben mir einzeln schon längst Langeweile gemacht; nun habe ich es ihnen Allen auf Einmahl vergolten."

Corbillon dachte anders. Man erzählt, daß er, nach der ersten Aufführung eines seiner Trauerspiele, welches mißfiel, die sämmtlichen Rollen den Schauspielern abforderte, und sie, in Ge-

genwart vieler Zuschauer, mit den Worten ins Feuer warf: „So muß man gegen sich selbst verfahren, wenn man nicht das Glück hat, dem Publicum zu gefallen.“

Wenn die Herrn Schlegel und Consorten diesem Beyspiele folgen wollten, so dürften die Armen diesen Winter nicht frieren.

Eine alternde Dame versprach einst dem Bischof von Amiens, La Motte, einem Manne, der im Geruch der Heiligkeit stand, sie wolle von nun an Bällen und Schauspielen und allen Eitelkeiten der Welt entsagen, wenn er ihr nur erlauben wolle, sich noch ein wenig zu schminken. „Es sey darum,“ antwortete er, „doch nur auf Einem Backen.“

Ein geistreicher Mann pflegte von einem gewissen Philosophen zu sagen: „Der Herr muß sehr unwissend seyn, denn er antwortet auf Alles.“

Digitized by Google

Sherlok erzählt in seinen Briefen: Ich besuchte zu Rom die Peterskirche mit einem Polen, einem Franzosen und einem Engländer. Der letztere suchte überall Schönheiten auf, der Franzose Fehler, der Pohle suchte gar nichts. Vor der Bildsäule der Barmherzigkeit von Bernini blieb der Franzose stehn und fand sie abscheulich. Der Engländer wandte sich zu der Bildsäule der Gerechtigkeit von della Porta und fand sie vortrefflich. Der Pohle wandte sich nach der Thür, durch die er gekommen war, und sagte, die Kirche sey doch länger als er geglaubt hätte.

Ein freygeisterischer Schriftsteller wurde gefährlich krank, und von Gewissensvorwürfen gepeinigt über den Schaden, den seine Schriften wahrscheinlich angerichtet hätten. „Ach!" sagte er voll Verzweiflung zu seinem Beichtvater, „nicht einmahl nach meinem Tode werde ich aufhören Verderben zu stiften. Denn die Nachwelt wird mich lesen."

„Beruhigen Sie sich," antwortete der Beichtvater, der nicht recht wußte, wie er ihn trösten sollte: „Ihre Bücher sind so schlecht, daß Niemand sie lesen wird."

Digitized by Google

„Gehn Sie zum Henker!“ röchelte der Sterbende, „Sie sind ein Dummkopf.“

Ein junger Mensch, der dafür bezahlt wurde, das Trauerspiel von La Motte, Inès, auszupfeifen, hatte sich deshalb mit einer tüchtigen Pfeife versehen, allein die Kinderscene ergriff ihn so heftig, daß er selbst weinte wie ein Kind, und zu seinem Nachbar sagte, indem er das gellende Instrument ihm reichte: „Sey so gut und pfeife für mich, denn weiß Gott! ich kann nicht.“

Quodlibet.

In einem sehr alten 1598 gedruckten Werke über Feuerwerkerey und Kriegsinstrumente, von einem gewissen Boillot, kommt, unter den vielen Kupferstichen, mit welchen es verziert ist, auch ein sehr merkwürdiger vor, nemlich Berhold Schwarz, der Erfinder des Pulvers, wie er eben beschäftigt ist, Pulver zu machen. Wie viel Schwefel, Kohle und Salpeter er dazu nehmen soll, flüstert ihm eine andere Figur in die Ohren, die hinter ihm steht, und diese ist — der Teufel.

Herr Merkel, der die Menschheit immer fortschreiten läßt (obschon er selbst nicht fortschreitet), findet einen Gegner an dem Abbé Para-

Digitized by Google

der ein historisch-philosophisches Gemählde der Religion geschrieben hat, in welchem er zu beweisen sucht, daß schon vor der Sündfluth die Künste und Wissenschaften nicht allein erfunden, sondern auch schon auf einen Grad der Vollkommenheit gebracht seyn konnten. „Denn, sagt er, die Fortschritte mußten damahls weit schneller seyn, weil die Menschen weit länger lebten, und weil oft zehn Jahre der längern Lebensdauer eines Genies den Künsten und Wissenschaften einen Vortheil von zehn Jahrhunderten bringen konnten.“ Er führt z. B. die Astronomie an, und daß Bailly in seiner Geschichte derselben vermuthet: die alten Völker Asiens hätten ihre astronomischen Kenntnisse von einem noch ältern, vom Erdboden verschwundenen Volke geerbt. Dieses untergegangene Volk, meint Para, habe vor der Sündfluth gelebt.

In des Pater Maimbourgs Geschichte des Lutherthums steht: die Stadt Magdeburg sey mehr werth, als das ganze Churfürstenthum Sachsen.

Hart-

Hartknoch, in seinem Buche de republica polonica erzählt, es sey im Jahr 1661 in den polnischen Wäldern ein Kind mitten unter Bären gefunden worden, man habe es gefangen und zu dem Könige Casimir nach Warschau gebracht. Es sey auf vier Füßen gegangen, habe gefressen, was die Bären fressen, und überhaupt sehr viel Aehnlichkeit mit diesen Thieren gehabt. Es lernte endlich auf zwey Beinen gehen, sprechen aber nie. Indessen wurde es doch getauft und hinterdrein die Bemerkung gemacht — daß es doch wohl nur ein kleiner Bär seyn mögte.

In den Memoiren de la Minorité de Louis XIV. wird erzählt: daß, nach Richelieus Tode, viele Verbannte zurückberufen wurden; unter andern setzte man auch die Marschälle Vitry und Bassompierre in Freyheit, aus dem sonderbaren Grunde: weil sie in der Bastille zu viel verzehrten.

In denselben Memoiren wird dem Herzoge von Beaufort vorgeworfen, er habe seine Sprache nicht einmahl verstanden. Die Incidentpuncte eines Proceſſes (les incidents) habe er ac-

cidents genannt; ein schwarz ausgeschlagenes Zimmer lubrique und wollüstige Augen lugubre. Dergleichen war eben nichts neues unter den französischen Höflingen. Zu den Zeiten Franz des Ersten vernahm Einer, dieser Monarch sey ein Liebhaber von Epigrammen, und lief sogleich zu dem Mundkoch mit der Bitte, ihm ein Epigramm zu machen, weil er sich einbildete, das sey irgend ein Leckerbissen.

In drey Briefen über den Zustand von Italien, die 1687 erschienen sind, wird unter andern erzählt, daß die Inquisition einmahl ein Crucifix, welches sich nicht gebührend benommen hatte, ins Gefängniß werfen ließ, — und daß man lange Zeit einen Stein anbetete, auf welchem ein Engel die Spur seines Fußtritts sollte zurückgelassen haben, bis man endlich fand, daß dieser Stein ein Fragment von einer Bildsäule der Göttin Isis sey.

Ich finde in einem alten Buche: Raji Historia plantarum, daß der Saffran zwar magenstärkend sey, aber, in einigem Uebermaaß genossen, auch leicht ein tödtliches

Lachen hervorbringe. Das sey unter andern einer Dame von Trient wiederfahren, die, drey Stunden nach dem Genuß, sich todt gelacht habe. Solch ein Tod, so lachend er auch scheinen mag, ist bey alle dem gar nicht lächerlich, und ich wünschte zu wissen, ob man neuere Erfahrungen dieser Art gemacht hat?

Der englische Zuschauer gab einmahl ein unfehlbares Mittel an, um immer gesund zu bleiben: Iß so lange es dir schmeckt, aber iß nie mehr als von einer Schüssel, „und diese sey ohne Brühe, wenigstens ohne künstliche Sauce.“ — Was das Trinken betrifft, so pflegte William Temple zu sagen: „Ich trinke das erste Glas für mich, das zweyte für meinen Freund, das dritte um fröhlich zu werden, das vierte für meine Feinde.“

„Sehr wahr!“ rief ein wackerer Zecher, nachdem er dieß gelesen, „aber Glas ist ein Druckfehler, es muß Bouteille heißen.“

Der Kirchenvater Tertullian hat ein donnerndes Werk über den Putz der Weiber geschrieben. Eine Stimme in der Wüste! es wird doch

nicht anders werden. Damit aber die Damen, welche den alten Tertullian zu lesen scheuen, nicht etwa der Ausflucht sich bedienen mögen: sie verstünden dessen Sprache nicht: so zeige ich ihnen hiermit an, daß es eine italiänische Uebersezung giebt: De li abbigliamenti e delle acconciature delle donne etc. von Dominico Pachi, die auch mit erläuternden Noten versehen ist, und die schönen geputzten Leserinnen belehren wird, wie nahe sie am Abgrunde stehn.

In Turpin's historischem Gemählde der französischen Marine behauptet der Verfasser: die Benennung Pirat (Seeräuber) sey nicht immer schimpflich gewesen; sie komme her von Piräus, dem athenienſischen Hafen, wo man sich einschiffte, um die Feinde des Vaterlandes zu bekämpfen. „Die Piraten, welche Königen oder Republiken dienten, standen im Range anderer Krieger. Die Seeräuberey hatte nicht blos Geisseln der menschlichen Gesellschaft aufzuweisen, sondern auch große Männer. Dionides war ein solcher. Alexander und Darius buhlten um seine Freundschaft; allein er war zu stolz, um sich einem Herrn zu unterwerfen, und wollte lieber ihr Feind als ihr Bundesgenosse seyn. End-

lich kehrte ihm das Glück den Rücken, er wurde gefangen und vor Alexander geführt. Mit welchem Rechte, sprach dieser, beunruhigst du die Meere? — Mit demselben Rechte, war die Antwort, mit welchem du die Erde beunruhigst. — Ich bin König, sagte Alexander, du bist nur ein Corsar. — So treiben wir einerley Handwerk, erwiederte Dionides, ich mit einem einzigen Schiffe, du mit einem zahlreichen Heere. Wenn die Götter den Dionides in Alexander verwandelten und den Alexander in Dionides, so würde es einen guten König mehr auf dem Lande und einen geschickten Corsaren weniger auf dem Wasser geben."

Es giebt Leute, die, wenn sie in Gesellschaften gehn, schon bey sich beschlossen haben, womit sie die Gesellschaft unterhalten wollen; und auf diesen Gegenstand suchen sie die Unterredung zu lenken, es koste was es wolle. Chesterfield erzählt in seinen Briefen von einem solchen Menschen, der ein Geschichtchen wußte, in welchem eine Flinte vorkam, und sich immer alle mögliche Mühe gab, das Gespräch auf Flinten zu lenken, um sein Geschichtchen an-

zubringen. Wollte es ihm gar nicht gelingen, so war sein letztes Mittel, daß er von seinem Stuhle plötzlich erschrocken in die Höhe fuhr und ausrief: „es kam mir vor, als hätte ich einen Flintenschuß gehört.“ Versicherte man ihm nun, er habe sich geirrt, so sagte er: „es kann seyn, aber apropos von Flinten! da muß ich Ihnen doch eine Anecdote erzählen.“

Unsere Handlungen gleichen den sogenannten Endriemen (bouts-rimés), aus denen Jeder macht was ihm beliebt. — Oft werden wir berühmt durch die am wenigsten löblichen Handlungen unsers Lebens, und die löblichsten bleiben verborgen.

Pabst Sixtus der Fünfte verordnete, daß ein Hahnrey, der sich über die Ausschweifungen seiner Frau nicht öffentlich beklagen würde, mit dem Tode bestraft werden sollte; aber das Gesetz wurde, aus hundert guten Gründen, nie in Ausübung gebracht.

Digitized by Google

Die Auflösung der sechs Scharaden im vorigen Hefte ist:

1. Handschuh. 2. Splitterrichter.
3. Zuckerbrot. 4. Maultrommel.
5. Schaafkopf. 6. Buttermilch.

Inhalt
des sechsten Bändchens.

Seite.

Die Stecknadel. 3
Auch eine dramatische Vorlesung. 25
Die russische Amazone, oder heldenmüthige Liebe einer Russin. 46
Worauf kommts an? 64
Getreuer Auszug aus Merkels Skizzen erstes Heft. 67
Die Nachbarschaft bey der Tafel. 73
Eine Ausnahme. 76
Bruchstücke von Addison. 80
Kleine Betrachtungen. 86
Pope's Epistel über die Weiber. 89
Rede, gehalten von Condorcet am 5ten Juny 1782, als der Graf und die Gräfin von Norden, (nachmahliger Kaiser Paul und dessen Gemahlin) einer Sitzung der Pariser Academie beywohnten. 100
Die Macht der Vaterliebe. 113
Unsere Widersprüche. 126
Das Gespenst. 128
Ursprung und Fortschritte des französischen Theaters. 133
Anecdoten. 138
Quodlibet. 143

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

JUL 5- 1912

Digitized by Google